

Vertrauen

Erzählung aus der Urschweiz von Josef von Matt Stans 1901-1988

Zeichnungen: Mily Dür, Zumikon 1921-2016

Nidwaldner Kalender 1974

Die Augustsonne brannte auf das Dach und auf die dunkeln Balkenwände des breiten Hauses im Stalden. Der Föhn hatte unvermutet schönes Wetter gebracht. Das verregnete Emd lag braun auf dem nachwachsenden Gras. Das Heu war noch gut unter Dach gekommen, aber darnach war in Sturzbächen Regen gefallen und eine keineswegs sommerliche Kälte eingebrochen.

In der Stube im Stalden kam die dampfende Suppe auf den Tisch. Vater Bernhard setz-

te die später aufgetragenen Speisen verschlang er mit gierigem Appetit. Ihn störte die schlechte Laune des Bauern und auch das trübsinnige Schweigen nicht. Er verstand ohnehin kaum etwas von dem, was geredet wurde. Er war zufrieden, dass Frau Ursula gut kochte und genug auf den Tisch brachte und dass ihm Martina dann und wann ein gutes und tröstliches Wort schenkte.

Beim grossen, grünen Kachelofen lag der Hund, den Kopf zwischen den Pfoten. Auch



Der Hund begrüßte den eintretenden Bub mit freudigem Gebell.

te sich mit finsterer Miene vor seinen Teller, murmelte etwas in seinen Bart, das einem Tischgebet gleichen sollte und begann, kaum hatte er den ersten Löffel zum Munde geführt, zu schimpfen: «Bei dieser Hitze noch eine heisse Suppe, habt ihr denn keinen Verstand?» Ursula, seine Frau, kannte die Wetterzeichen im Gesicht ihres Mannes besser als jene am Himmel und schwieg. Martina, die flinke Tochter, sprang von ihrem Stuhl auf, ging eilends hinauf und brachte ein Glas Most und ein Stiefeli Schnaps, stellte beides neben Vaters Teller. «Zum Wohl», sagte sie, «das kühlt. Er kommt frisch aus dem Keller.» Am unteren Tischende sass ein magerer Jugoslawe. Ihm war die Suppe recht und auch

er war scheinbar mit seinem Mittagessen zufrieden, liess die Fliegen über sein Fell spazieren und um seinen Kopf brummen. Aber plötzlich sprang er auf und fing an zu bellen. «Still! Leg dich, Schnuizi!» befahl die Mutter, «brauchst keinen Lärm zu machen, wenn niemand kommt!» Der Hund aber stellte die Ohren, erhob sich, ging lautlos Schritt um Schritt auf die Türe zu, schaute gespannt, wie diese sich sachte bewegte. Kaum war sie einen schmalen Spalt breit offen, begann Schnuizi zu springen und zu tanzen und brach in ein Freudengebrüll los. Vater Bernhard schlug mit der Faust auf den Tisch und wollte den Hund zur Räson bringen, dann aber sah er einen Bub hereinkommen, einen

blonden, schlanken Bub, mit hellblauen Hosen und verschwitztem Hemd, an dem Schnuizi hochsprang und ihn mit allen Liebesbezeugungen begrüßte.

Stauende Augen rings um den Tisch verfolgten diesen Hundetanz, dem der Bub sich kaum erwehren konnte. Seine blaue Tasche mit der Aufschrift «Sabena» liess er fallen, um mit beiden Händen Schnuizis Kopf fassen, streicheln und kraulen zu können, dann schaute er zu Martina und der Mutter hin und sagte: «Da bin ich wieder». Und da immer noch kein Wort gesprochen wurde, fragte er: «Darf ich bleiben?» Nun endlich erhob sich die Mutter, stellte sich mitten in die Stube vor den Bub und staunte: «Aber nein auch, Andi, wie du gewachsen bist und hübsch bist du geworden. Komm zeig dich!» Mit Wohlgefallen besah ihn die Mutter von allen Seiten und fragte: «Hast du schon gegessen?» «Nein», gab Andi Bescheid, «ich bin vom Bahnhof im gestreckten Galopp hierher gerannt. Ich wollte zuerst wissen, ob ich wieder da sein kann.»

Unterdessen war Martina hinausgegangen und kam nun mit Teller, Gabel und Messer zurück. «Ei, das ist schön, dass du wieder da bist, Andi, hast du Durst? Ich hole roten Sirup für dich, setz dich nur an den Tisch, du weisst ja wo.» Der Bub ging zuerst auf den Vater zu, bot ihm die Hand und sagte: «Grüezi, Herr Bernhard, und einen schönen Gruss von meiner Mutter und dem Vater, sie sind wieder fort, und da habe ich gedacht, statt lange zu telefonieren, komme ich lieber gleich selbst um zu fragen ...» Mit einem bösen Blick zum kauenden Jugoslawen hinüber, brummte Bernhard: «Also noch ein Faulenzer! Der da frisst mich schon zu armen Tagen. Aber ob du wieder dableibst oder heimgejagt wirst, dazu habe ich wohl nichts zu sagen. Hier kommandiert das Weiberregiment. Wenn du den Hunger noch solange verklemmen kannst, dann geh zuerst an den Brunnen. Der Schweiss rinnt dir ja aus den Haaren und das Hemd klebt dir auf der Haut.»

«Au, fein!» jauchzte Andi, griff im Hinaus-eilen nach seinem Bündel und verschwand hüpfend hinter der Türe. Dort rannte er geradewegs in Martina hinein, die im Schrecken die Hälfte aus dem Glas über die Bubenhaare goss. «Wo willst du hin», rief sie

ihm nach, «Hat dich der Vater verjagt?» «Nein, Gott sei Dank nicht, zum Brunnen will ich.» «Komm, Andi, komm zurück», kommandierte Martina, «wir haben jetzt ein Bad! Nimm zuerst einen Schluck, dann kannst du unter die Dusche. Hast du noch ein Hemd?» Andi griff nach dem Glas und trank. «Noch zwei», sagte er stolz und liess den roten Saft über seine Zunge rinnen.

Nun nahm sich die Mutter des Buben an, verschwand mit ihm hinter einer schmalen Türe. Beim Eintreten in die Stube sah Martina, wie der Vater seinen Knecht mit Worten und Gebärden an die Arbeit schickte, sich aber noch einen kräftigen Schluck Schnaps aus dem Buffet holte und hörte ihn hinter einer schmalen Türe. Beim Eintreten in die Stube sah Martina, wie der Vater seinen Knecht mit Worten und Gebärden an die Arbeit schickte, sich aber noch einen kräftigen Schluck Schnaps aus dem Buffet holte und hörte ihn brummen: «Ja, jetzt haben sie natürlich nur mehr für den Stadtbub Augen und Ohren. Unsereins kommt jetzt wieder an der letzten Stelle. Bis in alle Nacht wird dem jetzt wieder geküderlet und scharwenzelt. Dass die Mutter nicht jede Nacht drei Mal aufsteht, um nachzusehen, ob er auch wirklich schläft, ist auch noch in Kauf zu nehmen und alle Arbeit liegt wieder auf mir.»

«Du bist also nicht dagegen, wenn er dableibt?» frug Martina und begann den Tisch abzuräumen. «Willst wohl noch ein weisses Tischtuch auflegen?» höhnte Bernhard, «damit der Direktorssohn standesgemäss bedient werden kann und Lampions aufhängen rings ums Haus zur Feier seiner Ankunft. Herrgott noch einmal, und das Emd liegt schon eine Woche. Wer weiss, ob nicht schon heute abend wieder Hagel und Sturm kommt. Aber jetzt müsst ihr natürlich zuerst das Buebli ans Herz drücken. Ob das Emd verfault, ist ja nicht so wichtig.» Martina schaute lächelnd auf ihren Vater und sagte: «Du kannst ihn ja heimschicken, wenn du es über dein Herz bringst. Aber ich sehe, wie es dir wohltut, zu knurren und zu brummen. Und wenn er dir Morgen im Stall hilft, dann bist du noch so froh.» Bernhard setzte sich wieder an den Tisch, das dritte Gläschen Schnaps vor sich und redete weiter: «Das sollte unsereins wagen, das Herzensbübchen fortzujagen. Mit Fäusten und Fingernägeln

würde über mich hergefallen. Heulende Weiber am Tisch anzusehen, ist auch kein Vergnügen, heulen sonst noch genug. Aber das Emd!» «Ja, ich geh jetzt, will mich beeilen», sagte Martina und fügte lachend hinzu: «Du, Vater, mit Stiefeli kippen kommt das Emd auch nicht unter Dach» und verschwand mit einem schwer beladenen Tablett. Sie hörte nur noch den schweren Faustschlag auf den Tisch und dann die schweren Schritte des Vaters, der aus dem Haus und an die Arbeit ging. Martina stellte das Essen für Andi auf und eilte ihm nach.

Von einem Lausbub und einem Geheimnis.

Die Mutter hatte indessen Andis Bündel in sein Zimmer getragen, ein zerknittertes, rosarotes Hemd ausgepackt und glattgestrichen, sich gewundert, wie ordentlich er seine Sachen eingepackt und wie viel in dem blauen Sack Platz gefunden hatte. Nun kam Andi mit nassen, blossen Füßen die Stiege hinauf getrippelt, das verschwitzte Hemd in der einen Hand, in der andern seine Tennisschuhe und Socken und staunte in das Zimmer hinein mit der Frage: «Darf ich wirklich wieder hier schlafen? Jetzt haben sie bei uns daheim eine neue Autostrasse gebaut, das stinkt und dröhnt Tag und Nacht, zehn Meter vor unserem Gartentor führt sie vorbei.»

Wie der Bub, nur mit seinen Hosen bekleidet, vor ihr stand, zart gebaut, jede Rippe deutlich sichtbar, meint die Mutter: «Wenn du fünf Wochen bleiben kannst, dann will ich dafür sorgen, dass du besser gepolstert heimkommst. Und jetzt nimm dein Hemd und fang gleich mit einem währschaftigen Essen an. Dein Bäuchlein muss schon heute abend hübsch rund aussehen.»

Endlich sass Andi nun an dem breitbeinigen Tisch in der Stube vor einem gefüllten Teller und konnte seinen Hunger stillen. Er hörte Mutter Ursula in der Küche rumoren, schaute mit Vergnügen auf die alten, vertrauten Bilder, die Uhr mit dem blinkenden Pendel, die mit ihrem lauten Tick Tack ruhig die Zeit mass, das Kreuz in der Ecke mit dem Palmzweig, von dem jedesmal einige dürre Nadeln herunterfielen, wenn der Vater seine Faust zornig auf die Tischplatte schlug. All dies kam ihm so heimelig vor und doch wie ein Märchenland. Schnuizi strich unermüd-

lich um seine Beine, legte ihm die Pfoten auf die Knie und bettelte um ein Stück Speck und um ein Streicheln. «Du bist ein braver Kerl, Schnuizi», sagte der Bub, «das vergess ich dir nie, dass du mich nach einem ganzen Jahr wieder erkannt hast. Ich habe für dich Zucker eingepackt.» Andi vertröstete den Schnauzer auf später. Jetzt hatte er keine Zeit, Zucker zu holen.

Darnach trug er seinen Teller in die Küche, holte Schüssel und Besteck und schon warf ihm die Mutter ein Tuch zu mit den Worten: «Aber dass du mir kein Glas und keinen Teller fallen lässt. Wirst unterdessen aus der Übung gekommen sein. In welche Klasse gehst du jetzt?» Andi musste auf hundert Fragen Antwort geben, musste berichten und erzählen, dass sein Vater mit der Mutter gestern nach Ägypten geflogen sei. Wie oft er im vergangenen Jahr allein mit seiner kleinen Schwester Edith und der launischen Haushälterin daheim gewesen sei, was für Noten er von der Schule heimgebracht habe.

«Ich weiss noch genau, als ob es gestern gewesen wäre, wie du vor drei Jahren zum ersten Mal in unseren Stall hineingekommen bist», sagte Mutter Ursula, «dem Vater beim Melken zugeschaut hast, ohne ein Wort zu reden und den ganzen Vormittag dageblieben, über den Misthaufen den Hühnern nachgerannt bist. Niemand wusste, woher du kommst, wohin du gehörst. Schnuizi wollte mit dir spielen, hat dich umgeworfen. Deine Mutter kam just in dem Augenblick, da ich dir die Wunde an der Stirne ausgewaschen habe. Eine schöne Frau, deine Mutter, ich sehe das Kleid mit den grossen, roten Blumen noch vor meinen Augen und wie sie dich, dreckig, wie du warst, an die Hand genommen hat und mit dir die Matte hinauf durch den Wald zum grossen Chalet gegangen ist. Aber am Morgen warst du wieder da und nicht mehr so wortlos. Und jetzt sind es schon die dritten Ferien.» «Sie wollten mich in ein Bubenlager schicken, hier ganz in der Nähe», erklärte der Bub. «Ich musste zwei Wochen lang bitten und betteln, dass ich zu Euch kommen dürfe.» «Aber warum hat denn dein Vater nicht telefoniert und angefragt?» erkundigte sich die Mutter und blieb vor Andi stehen. Zögernd gab der Bub Bescheid: «Ja, er war dann wieder fort und die Mutter hatte vor der Abreise viel zu tun,

musste Besuche machen und Vorbereitungen. Sie haben mich für das Lager angemeldet und vielleicht haben sie vergessen, dass ich mich selbst abgemeldet habe, vielleicht glauben sie, ich sei im Lager. Ich gehe dann einmal zu den Buben und schreibe von dort eine Karte.»

Nun aber stützte Frau Ursula ihre beiden Fäuste in die Hüften. «Weisst du die Adresse?» fragte sie und ein Schimmer von Unmut verdüsterte ihre Miene. «Ja, es ist ein wenig kompliziert. Einmal sind sie da und dann wieder dort. Aber im Büro in der Fabrik wissen sie genau Bescheid. Ich kann dorthin schreiben, sie schicken dem Vater jeden Tag die wichtigste Post nach.» Dieser Bericht schien die Mutter nicht zu ergötzen. Ihre Stirne legte sich in Falten, während sie lange ohne ein Wort zu sagen, Andi in die Augen schaute, dann begann sie: «Also ein richtiger Lausbub bist du geworden. Hast keine Ahnung, was du damit angerichtet hast, spielst den Unschuldigen und stehst da zum Erbarmen. Ich weiss noch nicht, was mit dir geschehen soll, muss mir das gut überlegen. Aber du versprichst mir jetzt in die Hand, davon redest du mit keinem Menschen auch nicht ein einziges Wort, auch nicht mit Schnuizi, kein Sterbenswörtchen! Und jetzt komm, wir gehen ins Emd!»

Die Mutter geht auf diplomatischen Besuch.

So folgsam und hilfsbereit, so brav und flink hat wohl noch nie ein Schulerbub auf dem Stalden gewerkt, auf jeden Anruf zur Stelle, ohne Furcht vor dem dräuenden Gewitter unermüdlich bis zu den ersten grossen Tropfen, die aus den schwarzen Wolken fielen. Schweiss und schwerer Regen netzten das rosarote Hemd des Buben und rannen seinen schmalen Rücken hinab. Von Mücken und Brämen geplagt, kam er zurück. Aber während der Regen an die Fensterläden trommelte und die Blitze die Nacht erhellten, schlief er in dem grossen Bett in der Laube glücklich und träumte vom Kalb, dem er mit seinem Taschentuch die Nase trocknete und von Schnuizi, mit dem er im Wald ein tolles Rennen veranstaltet hatte. Vater Bernhards Befürchtung, seine Frau stehe in der Nacht auf, um nach dem Bub zu sehen, erfüllte sich nicht, wenn sie schon unruhig und schlaflos

in ihrem Bett lag, bei jeder Blitzeshelle erschrak und von einer Angst in die andere fiel. Sie sah Andis Vater mit zorniger Miene vor ihrem Bett stehen, den gewalttätigen Direktor mit erhobener Faust. Dann wieder den Lagerleiter, der von Ägypten Briefe in der Hand hielt und mit diesen vor ihren Augen herumfuchtelte.

Anderntags ging Mutter Ursula unter Vaters grossem Regenschirm die Strasse hinab bis zur breiten Brücke über den Bach, dann auf der andern Talseite wieder hinauf. Der Rauch über dem Wald wies ihr den Weg. Sie fand eine wilde Schar Buben, die trotz des Regens im Wald umherrannten und ihr den Weg versperrten. Nach langem Hin- und Herreden wurde sie zum Lagerleiter geführt, von sechs Buben wie eine Gefangene eskortiert. Sie fand einen jungen Mann, hemdärmelig und in keck karierten Hosen, der sich als Vikar Huber vorstellte und in einem kleinen Zimmer mit Schreibearbeiten beschäftigt war. Ursulas Vorstellung von einem geistlichen Herrn entsprach nicht genau diesem eifrig Schreibenden, immerhin konnte sie sich diesem eher anvertrauen, als einem Lehrer mit zottigem Haar und Bart.

Sie erkundigte sich umständlich, ob ein diskretes Gespräch wohl möglich sei. Sie misstraute den dünnen Holzwänden und wollte absolute Gewissheit haben, dass ihr Anliegen von keinen fremden Ohren erlauscht werden könne. Erst dann begann sie von Andi zu berichten und fragte, ob nicht noch ein Platz für ihn vorhanden wäre. «Gute Frau», lehnte der Vikar mit einer kurzen Handbewegung ab, «wir sind bis auf den letzten Liter Luft besetzt. Von Andis Vater haben wir schon vor drei Wochen ein Schreiben erhalten, dass sein Sohn seine Anmeldung zurückziehe. Wenn ich mich nicht täusche, liegt der Brief hier unter diesem Haufen irgendwo begraben.»

Da nun Frau Ursula zu erklären anfang, dass Andis Eltern vor drei Jahren oberhalb dem Stalden das grosse Chalet gemietet hätten, ihr Bub fast jeden Tag in ihrem Stall und Haus umhergetrippelt sei und der Herr Direktor auch seine Freude an Andis Tierliebe gehabt habe, begann der Vikar mit Interesse nach dem Brief zu suchen und fand ihn noch, bevor Mutter Ursulas weitläufige Erzählung zu Ende war. Mit energischer Hand strich er

das Schreiben glatt und reichte es der erstaunten Frau. Auf offiziellem Briefbogen der bekannten Firma konnte Frau Ursula in fehlerloser Maschinenschrift Adresse, Anrede und Text des Rückzugs der am 8. Juni erfolgten Anmeldung lesen, unterzeichnet mit einem zügigen Schnörkel.

Nun erst begann Frau Ursulas diplomatische Aktion. Sie wollte den Lagerleiter zu ihrem Bundesgenossen machen, damit die Post der Eltern in Andis Hände käme, und er vom Lager aus antworten könne. Geistliche Herren sind kaum je dazu bereit, krumme Wege zu gehen und Missetaten zu vertuschen. Die

Andi unbekümmert. «Da bin ich aber nun doch sehr erstaunt, dann hat also dein Vater an den Lagerleiter geschrieben?» Nun wurde es dem Bub bald zu heiss unter der Decke. Er richtete sich auf, wurde rot im Gesicht, schaute fragend in Mutter Ursulas bekümmerte Miene und entschloss sich, die Wahrheit zu sagen. «Den Brief hat Antoinette geschrieben. Sie kommt manchmal abends noch zu uns heim, wenn Vater viel zu diktieren hat und schreibt auch gleich die Briefe, wenn sie Vater unterschreiben muss. Sie ist schon eine Ewigkeit in Vaters Büro und bringt mir immer Schokolade. Sie kann Va-



Mutter Ursula fand eine wilde Schar Buben, die im Regen herumtollten.

gute Frau musste alle Herztöne mitschwingen lassen und sogar darauf hinweisen, dass Christus selbst oft und gütig den Sündern gnädig gewesen sei, bis sie einiges Verstehen in den Augen des Vikars aufleuchten sah. Von einer Bedingung aber war der junge Herr nicht abzubringen. Andi müsse mindestens jeden zweiten Tag ins Lager kommen und die geplante grosse Bergtour mitmachen.

Mit diesem mühsam errungenen Sieg kehrte Frau Ursula heim. Noch am gleichen Abend stieg sie in Andis Kammer hinauf und nahm den Bub ins Gebet. «Du, wir sollten morgen einen wichtigen Brief schreiben und eine gute Kopie davon haben, du kannst doch maschinenschreiben, ich tippe immer daneben und der sollte fein säuberlich korrekt sein. Da könntest du mir einen guten Dienst leisten.» «Das kann ich leider nicht», sagte

ters Unterschrift perfekt nachmachen.» «So, und nun will ich dir auseinandersetzen, was dein Bubenstreich für Folgen haben kann», begann die Mutter ernst und erzählte ihm von den Sorgen, die sie während der letzten Nacht nicht schlafen liessen, von dem Versprechen, das sie dem Vikar hatte geben müssen. Tränen rannen über die Bubenbacken, das Schluchzen und die Aussicht, jeden zweiten Tag sich beim gestrengen Herrn Vikar zu melden, würgten ihn entsetzlich. Aber zuletzt legte er der Mutter beide Arme um den Hals und dankte ihr, dass sie so gut zu ihm sei, den weiten Weg durch den Regen nicht gescheut, den harten Kampf mit dem Vikar aufgenommen habe. Dankte ihr so innig, dass ihre beiden Wangen von seinen Tränen nass und heiss wurden.

Verduftet und verschwunden!

«Andi! Andi!» rief am Donnerstag der Vater schon früh aus dem Stall. Mutter Ursula schaute aus dem Küchenfenster und gab Bescheid: «Er ist ins Lager gegangen.» «Herrgott Saperment» schimpfte Bernhard, «haben wir einen Ferienbub oder einen Lagerbub. Er soll mir helfen!» «Er ist nicht hier im Landdienst», rief Frau Ursula in den Regen hinaus. «Natürlich, so ist es immer», brummte Bernhard vor sich her und verschwand wieder im Stall, «mir hat man versprochen, er helfe mir Tag und Nacht. Und kaum ist er ein paar Tage da, dann verhilft ihm das Weibervolk zu verduften. Immer das gleiche Lied!»

«Andi! Andi!» rief Martina durch das Haus, «wo steckst du denn schon wieder?» Auch ihr gab die Mutter den gleichen Bescheid. «Ach, er hätte mir helfen können, meine Kräuter zu sortieren. Ich weiss nicht, warum er jetzt ständig ins Lager läuft und das noch bei diesem Hudelwetter. Ist ja kalt wie im Winter», jammerte Martina, «hat nasse Füsse bevor er drüben ist, kann sich erkälten.» «Das ist ein Geheimnis, und damit basta!» sagte Frau Ursula resolut, «kannst die Fenster putzen und nach ihm Ausschau halten.» Das Mädchen, über den barschen Ton der Mutter erstaunt, setzte sich an den grossen Tisch in der Stube und murrte: «Nimmt mich doch wunder, warum Andi zu den Lagerbuben geht. Kommt mit einem unzufriedenen Gesicht zurück, gibt kaum Antwort, und wenn er einen Tag hier ist, jodelt und pfeift er.»

Nicht eben aufmerksam sortiert Martina die Kräuter. Immer wieder schaut sie aus dem Fenster. Nun sieht sie, wie Schnuizi wie ein Pfeil über die Matte hinunterrennt und auf den Wald zu. Ja natürlich, dort sind drei Buben, der eine in einem gelben Regenschutz. Jetzt springt Schnuizi an einem hoch. Das ist doch Andi! Was haben sie dort im Wald zu tun? Sie kommen doch nur selten auf diese Talseite. Und nun verschwinden sie im Wald.

Beim Mittagessen bleibt Andis Platz leer. Die Mutter befiehlt, ihm das Essen warm zu halten. «Hat doch keinen Sinn», schimpft der Vater, «der gaunert in der Gegend umher, spaziert durch den Regen, wird noch

krank. Und wer hat die Verantwortung zu tragen, he? Wer muss dann dem Direktor Red und Antwort stehen, wenn er kommt und sein Früchtchen abholen will mit Husten und Fieber?» «Wenn ich sage, er kommt, dann könnt ihr euch darauf verlassen» erklärt Frau Ursula. So fest ist Martina von diesen Worten nicht überzeugt.

Der Nachmittag vergeht. Nebel streichen den Bergen nach. Das Wasser schiesst in weitem Bogen von der Dachtraufe herab. Frau Ursula ist unruhig und besorgt. Sie lässt die eine Arbeit liegen, beginnt eine andere und läuft wieder weg. Martina holt den grünen Opel aus der Garage und fährt zum Einkauf ins Dorf. Sie schaut nach allen Seiten aus, ob sie nicht irgendwo einen der Lagerbuben entdecken kann, oder ob vielleicht Schnuizi um den Weg streiche. Allerlei Gedanken wirbeln in ihrem Kopf herum: «Es ist ein Elend mit diesen Buben. Wenn sie davonlaufen, verduften und verschwinden, allsogleich tiefen die Augen vor Angst und Erbarmen. Wenn ich, schliesslich bin ich doch nun bald neunzehn, wenn ich einmal zu spät heimkomme, oder einen kleinen Abstecher mache, dann gibts grimmige Gesichter, Vaters übliches Donnerwetter, Mutters erbittertes Schweigen drei Tage lang. Wenn Andi heute in der Nacht heimkommt, dann schallt der Jubel durch das ganze Haus. Die Mutter wird ihn mit dem besten Badtuch abtrocknen, ihm zwei Wärmeflaschen ins Bett legen und Hustentee bringen. Eigenartig!»

Gegen Abend streicht ein kalter Biswind durch das Tal. Schon um fünf Uhr muss die Mutter für ihre Näharbeit Licht einschalten. Ihr Kummer wird dadurch nicht aufgehellt. Sie denkt: «So ein Bub kann sich in diesem Alter während einem Jahr stark verändern. Er war doch bisher immer zuverlässig. Vielleicht hat ihn der Lagerleiter zurückbehalten. Wäre ihm noch zuzutrauen. Warum denkt er nicht daran, zu telefonieren?» Vater kommt aus dem Stall und fragt, ob Andi jetzt endlich hinüberkomme. Auf Mutters Bescheid, er sei noch nicht heimgekehrt, holt er sich ein Gläschen Schnaps und fängt an zu schimpfen. Aber Frau Ursula unterbricht seine Rede und sagt: «Unser Oswald ist oft ganze Nächte fortgeblieben, und wenn ich ihm tüchtig die Leviten gelesen habe, dann hast du ihn in Schutz genommen und verteidigt. Aber na-

türlich dein Sohn ist aus anderem Holz geschnitzt als ein Stadtbüblein mit dünnen Beinen.» Mit diesen Worten erreicht die Mutter keine Beruhigung, im Gegenteil. Vater Bernhard kommt jetzt erst recht in Fahrt: «Wie oft habe ich den Oswald übers Knie genommen, bis kurz vor der Rekrutenschule. Und wie hast du für ihn gebettelt, he! Hast ihm heimlich die Hausschlüssel zugesteckt. Mach jetzt nur kein Theater wegen dem Stadtbub. Hättest du dich vernünftig benommen, wäre dein eigener Sohn nicht fortgelaufen und hätte hier alles im Stich gelassen, sodass wir uns mit einem Fremdländer herumschlagen müssen. Mich nimmt wunder, was er im Thurgau lernen will. Zuckerrüben stecken und Bohnen pflanzen, vielleicht noch Erdbeeren züchten. Ist das eine Arbeit für einen zünftigen Bergbauernsohn? Und wer weiss, heiratet er noch eine solche Conservenmamsell und lässt den schönen Stalden einem lausigen Schwager. Wenn unsere Berta einen Neger aus Afrika heimbringt, kannst dann mit Kruselköpfen Grossmutter spielen, wünsche viel Vergnügen!»

Nach dieser langen Rede muss Bernhard nochmals ein Gläschen füllen. Er braucht diese wärmende und stärkende Medizin, wie er sagt, um in dieser Weiberwirtschaft die Ruhe zu bewahren. Frau Ursula verliert ihre Gelassenheit nicht. Sie fragt freundlich: «Du, Bernhard, sollten wir nicht ins Lager telefonieren und fragen, warum Andi nicht heimkommt. Jetzt ist bald Zeit zum Nachtessen und wir haben keine Ahnung, wo er steckt. Wenn du mit deiner mächtigen Männerstimme telefonierst, macht das einen viel besseren Eindruck.»

Seine Ausreden, er müsse in den Stall, lässt die Mutter nicht gelten. Sie hat eine eigene Art, den guten Kern in diesem rauhbeinigen Mann anzusprechen. Holt einen Zettel mit der Telefonnummer und bringt ihn tatsächlich an den Apparat. «Ich gehe unterdessen in den Stall», sagt sie und eilt hinaus.

Einige Zeit später steht ihr Mann zwischen den Kühen und schimpft: «Eine schöne Ordnung haben die dort drüben. Zuerst kommt ein Bub und weiss nicht gix noch gax, dann lässt man mich warten. Endlich kommt eine Weiberstimme und sagt, der Lagerleiter sei fort. Ich solle später anrufen. Dieser süssen

Maus habe ich dann einen Blitzstrahl durch den Draht geschickt, bis sie mir richtig Auskunft gegeben hat. Also von Andi weiss man nichts. Der Lagerleiter vermisst zwei Buben und ist zu dritt auf die Suche gegangen. Wann er zurückkommt, weiss der Himmel!»

Wieder bleibt Andis Platz leer. Aber auch die Mutter ist nicht beim Essen. Sie hat nur hastig aufgetischt, ist in ihre schweren Schuhe geschlüpft und unter Vaters grossem Regenschirm in den Regen hinaus verschwunden.

Martina kommt heim, trägt die Pakete in Küche und Keller, bringt einen Gruss von Onkel Peter. Er habe Schmerzen im Rücken. Sie habe ihm eine Zeit lang im Laden geholfen und sich deshalb versäumt. «Und Andi», fragt der Vater, «hast du den nirgends gesehen?» «Ist er noch nicht heimgekommen?» fragt Martina, «und Schnuizi ist auch nicht da, sonst wäre er mir entgegengesprungen.» Auf seine trockene Art, aber sichtlich beängstigt, berichtet der Vater, was er am Telefon vernommen hat. Er sieht, wie das Mädchen erschrickt und fügt dann bei: «Ich habe es immer gesagt, mit der Rührseligkeit und dem guten Herzen hat man nur Plagen und Mollästen. Hätten wir Andi heimgeschickt, wie ich es damals vorgeschlagen habe, gäbe es heute kein Jammern und kein Herzklopfen.» Auch er ass nicht mit gutem Appetit, schaute alle paar Minuten auf den Uhrzeiger und musste sich ein zweites und drittes Gläschen füllen, um seine Ruhe zu bewahren.

Wie der Herr Vikar nachts zur Polizei schleicht.

Auch im Bubenlager blieb am langen Tisch der Platz des Führers unbesetzt. Sein Stellvertreter konnte nur mit äusserster Strenge die zappeligen Buben in Schach halten. Die wildesten Gedanken wurden während dem Essen verzapft. Zuerst wurden die Strafen, die den Flüchtigen verpasst werden, sobald sie kämen, auf grausamste Art diskutiert. Dann wurde erwogen, warum die beiden durchgebrannt seien. Der eine wollte wissen, Albert sei vorgestern mit einem Mädchen im Dorf in ein stilles Gässchen eingeschwenkt. Ein anderer glaubte zu wissen, Edmund sei in eine Wirtschaft verduftet und habe sich einen Rausch angetrunken, nun getrauten sich beide nicht mehr zurückzukommen. Der

kleine Raemy, der überall seine Nase hineinsteckte, als stilles Wasser und scharfer Beobachter bekannt war, wollte wissen, Albert sei während der Ruhestunde heimlich mit einem schweren Rucksack die Stiege hinabgeschlichen. Der sei bestimmt nach Hause verreist und habe irgendwo einen Abschiedsbrief angenagelt, der wohl schwer zu finden sei. Dem wurde wieder entgegengehalten, er habe doch keinen Grund dazu. Die Kost sei prima, Albert habe die beste Matratze im ganzen Schlag. Ausser den üblichen Streitereien sei kein Krach über die Bühne gelaufen und nur wegen dem schlechten Wetter habe Albert nicht ab.

Um die Buben zu beschäftigen, ordnete der Stellvertreter an, jeder sollte sein Gepäck untersuchen und ein Inventar aufnehmen, damit könne festgestellt werden, ob Alberts Rucksack fehle und was er darin mitgenommen habe.

In hochromantischer Stimmung wurde der Befehl ausgeführt. Die Kissen flogen hoch im Bogen durch den Schlafsaal. In kurzer Zeit wusste kaum noch einer, was ihm und was seinem Nachbar gehörte. Hemden, Socken, Schuhe, Pullover und Unterhosen, Landkarten und Feldstecher lagen zerstreut auf den Matratzen und schon begann der Streit um mein und dein. Alberts Rucksack und Schlafsack waren nicht aufzufinden. Raemy meldete zuerst, ihm fehle seine Taschenlampe. Noch vier andere Buben vermissten die ihrigen und schimpften über den frechen Dieb. «Und ich», schrie Fredi, «habe zwei funkelneue Batterien drinn, extrastark, nur im Fachgeschäft erhältlich. Albert wird mir diese mit einem Zehnerstück bezahlen, nicht einen Rappen billiger, der verdammte Schelm!»

Immer mehr wurden sich die Buben einig, die beiden Ausreisser hätten einen Nachtmarsch geplant. «Aber am Vormittag sind sie doch mit Andi fort, um den Waldlauf abzustrecken» rief Raemy in die vielen lauten Stimmen hinein. «Andi ist doch zum Mittagessen auf den Stalden», rief ein Bub so laut, dass es die beiden Köchinnen im unteren Stock hörten. Nun schlug sich Martha an die Stirne und entsann sich wieder, der Bauer vom Stalden habe angerufen und den Lagerleiter verlangt. Ein neues Rätsel, wieder ein vielstimmiges Durcheinander, bis der Stell-

vertreter das Telefonbuch und die Nummer vom Stalden suchte und sich erkundigte, ob Andi dort sei. Er kam aus dem Büro zurück und sagte: «Keine Spur von Andi und auch der Hund ist wie vom Erdboden verschwunden.»

Auch das streng befohlene Lichterlöschen fand nicht statt. Hell erleuchtet blieben die Fenster des Hauses und der Lärm verminderte sich kaum.

Unterdessen stiefelte der Herr Vikar mit seinen zwei Buben im nassen Gras und unter tropfenden Bäumen umher, bis alle drei müde und durchweicht in einer Wirtschaft auf der Anhöhe einkehrten. Der Zorn und die Wut hatte sich längst in Angst verwandelt. Die telefonische Rückfrage mit dem Bescheid, auch Andi sei verschwunden, steigerte die Beklemmung. Heisse Schweinswürste und dampfender Kaffee vermochten wohl den Körper zu stärken, aber nicht die Zuversicht, nächtlicherweise die Buben zu finden.

Der Herr Vikar, schon als Knirps bei den Pfadfindern, begann sich mit dem Gedanken zu befreunden, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Sein Wille, unter allen Umständen zu verhindern, dass diese Flucht der Buben öffentlich bekannt werde, schmolz dahin und liess einer tiefen Verängstigung Raum. Er wusste, wie schnell sich solche Nachrichten verbreiteten und dachte an die Eltern der Buben in der Stadt, und an den Pfarrer, der ihm voll Vertrauen die Führung überlassen hatte. Nun sollte seine erste selbständige Unternehmung wegen diesen beiden Lausbuben dem Spott preisgegeben werden. Diese bittere Pille zu schlucken, fiel ihm nicht leicht.

Per Autostopp fuhr er durch die Nacht, liess die beiden Begleiter auf halbem Weg aussteigen, ins Lager gehen und suchte dann im Dorf den Polizisten.

Zaghaft drückte er auf den Klingelknopf neben der Wohnungstüre. Eine Frau mit umgebundener weisser Schürze öffnete ihm und bat ihn einzutreten. Dort sah er den rundlichen Mann, ohne alle Anzeichen seines Amtes, ausgestreckt auf ein weiches Liegepolster, die Zeitung breit aufgeschlagen, die Brille auf der Nase, in Hose und Hemd. «Wir haben geheizt», sagte er, «im August geheizt, alle Ordnung steht auf dem Kopf. Was führt Sie zu mir?»

Der Lagerleiter stellte sich vor, liess seinen Blick in der hübschen Stube umherschweifen, sah in einem Glaskasten reihenweise Schützenkranzabzeichen hängen und auf der Kredenz einen blankgeputzten, silbernen Pokal. Eher zaghaft erklärte er dem freundlichen Mann die Umstände, die ihn zu später Stunde und ausserhalb der Amtszeit zu ihm führte und legte besonderen Wert darauf, zu verhindern, dass ein Gerücht an die Öffentlichkeit dringe.

Die Frau hörte mit der Türfalle in der Hand und meinte: «Oh je, Herr Vikar, dazu ist es schon zu spät. Nur schon dass Sie zu uns gekommen sind, ist Grund genug, das Telefon im Nachbarhaus zum Klingeln zu bringen. Wir haben in der Nähe ein älteres Fräulein, das die meiste Zeit ihrer vorgerückten Jahre dazu benützt, aus dem Fenster zu schauen. Andere haben in diesem Alter den Star, aber die sieht besser als ein Mäusebusard. Ich will Euch nicht dreinreden, will Euch das Geheimnis überlassen. Nur möchte ich doch etwas zum Trinken holen, Tee vielleicht, wenn Sie schon so nass sind, oder ein Glas Veltliner wärmt auch.»

Der Vikar wusste von den Hausbesuchen in der Stadt, dass mit dem Tee eine Unmenge Geschirr, Löffel, Kännchen und Kuchen aufgetischt wurde und entschied sich zu einem Glas Wein. Er wollte doch möglichst schnell mit dem Polizisten auf die Strasse und auf die Suche gehen. Dieser aber betrachtete während der Erklärung die weisse Asche seiner Zigarre und trug peinlich Sorge, sie nicht abfallen zu lassen. «Buben», sagte er, «das kommt oft vor. Die haben meist nach der ersten, spätestens nach der zweiten Nacht genug. Das Romantikfeuerchen, das sie verlockt hat, erlöscht im Regen und während der Nacht von selbst. Gehen Sie heim ins Lager, Herr Vikar, nehmen Sie eine Schlafpille und warten Sie ruhig auf die Heimkehr der Ausreisser. Vielleicht sind sie unterdessen schon zurück. Wissen Sie, wir haben Erfahrung. Wir essen die Suppe nicht mehr so heiss.»

Der Polizeimann sprach mit Würde, aus Routine und natürlicher Begabung wusste er ängstliche Personen zu beruhigen. Weder sein eindringliches Reden, noch der alte Veltliner vermochten die Angst aus dem Herzen des Lagerleiters zu vertreiben, der immer

wieder versuchte, den Mann aus seiner Ruhe aufzuschrecken. «Seien wir vernünftig, Herr Vikar», sagte er und nahm behutsam die Zigarre in die Hand, «hier in dieser Gegend, was kann schon Übles geschehen: Kindsentführung, aber niemals drei, Wildbach, müsste schon eigenartig zugehen, bis alle drei spurlos verschwinden. Kletterei, einer kommt immer davon oder schreit um Hilfe. Autounfall, wäre längst gemeldet. Bleibt noch, dass sie sich im Wald verirrt haben, aber hier gibts keinen ebenen Wald von solchem Ausmass. Jeder weiss doch, wohin es aufwärts und wohin abwärts geht. Wenn Sie unbedingt ihre Befürchtungen an die grosse Glocke hängen wollen, ich kann mich auf der Zentrale erkundigen, ob eine Meldung eingegangen ist.» Damit fiel die Asche auf das Tischtuch und der gütige Mann stellte sich ächzend auf die Beine, schritt durch die Türe in den Gang hinaus. Der Lagerleiter konnte jedes Wort des Telefongesprächs hören und vernahm, wie diskret er seinen Fall vorbrachte. Mit zufriedener Miene kam er zurück. «Sehen Sie, kein Grund zur Aufregung, nicht der leiseste Ton einer Meldung. Jetzt trinken Sie mit mir noch einen Schluck Wein, dann fahre ich Sie zurück.»

Der Vikar erhob sich, bedankte sich mit kräftigem Händedruck, lehnte jeden weiteren Alkohol und auch die Fahrt im Auto ab in der vagen Hoffnung, er könne auf dem Heimweg die Buben finden. Er erbat sich nur eine neue Batterie für seine Taschenlampe und ging, von vielen guten Wünschen begleitet, die Stiege hinab. Die gute Frau rief ihm noch nach: «Ich mache kein Licht vor dem Haus, sonst weiss die Schleihereule, wie lange Sie dagewesen sind.»

Auf dem Weg dem Bach entlang begegnete ihm ein Mann. Er wagte nicht nach den Buben zu fragen. Vom Haus am Berg strahlte ihm Licht aus vielen Fenstern entgegen. Vor der Türe stand ein grüner Opel. Kaum hatte er die Türe geöffnet, hörte er der Buben Stimmengewirr, kam ein Mädchen aus der Küche mit fragenden Augen. «Leider nichts gefunden», sagte er und schritt auf sein Büro zu. Dort sass sein Stellvertreter am Pult. Und auf dem Stuhl daneben ein Fräulein, das ihr Kopftuch zerknüllte. Kaum hatte der Vikar das Fräulein begrüsst und von seinem erfolglosen Suchen Bescheid gegeben, komman-

dierte er seinen Stellvertreter in den oberen Stock, er solle dort endlich Ruhe und Ordnung schaffen. Dann fragte er das Fräulein, warum sie hergekommen sei. Martina, in ihrer Angst um den lieben Andi, berichtete nicht konturen genau der Reihe nach, aber so viel war aus dem hastigen Reden zu entnehmen, dass sie drei Buben, einer davon in einem hellgelben Regenschutz, ungefähr dreihundert Schritt weit vom Stalden am Waldrand gesehen habe, aber das sei schon viele Stunden her, wenn sie ihren Kopf noch beieinander hätte, könnte sie vielleicht die genaue Zeit ausmachen.

«Dort sind wir auch gewesen, gutes Fräulein», sagte der Vikar, «keine Spur gefunden, kein Anzeichen, dass dort etwas geschehen ist. Ist denn Andi nicht zum Mittagessen heimgekommen? Die beiden Ausbrecher sind doch hier zum Essen erschienen?» «Eben nicht, der arme Bub muss ja verhungern, mager, wie er ohnehin schon ist. Und Schnuizi, unser Hund, ist auch nicht mehr aufgetaucht, der wäre doch heimgelaufen, wenn etwas Schlimmes geschehen wäre, oder hätte geheult. Den höre ich auf fünf Kilometer bellen. Herr Vikar, Sie dürfen diese Nacht nicht vorübergehen lassen. Sie müssen Leute auf die Suche schicken oder gar die Polizei alarmieren.»

Und nun begann der verängstigte Lagerleiter mit nahezu den gleichen Worten, die der Polizist über ihn hatte herniederrieseln lassen, das Fräulein zu beruhigen. Diese hörte eine Weile zu, dann sprang sie auf und sagte kühn: «Gut, wenn Sie nicht auf den Weg gehen, dann gehe ich ganz allein. Ich lasse den Bub nicht umkommen und wenn ich die ganze Nacht laufen muss.» Der Vikar wollte sie noch darauf aufmerksam machen, dass dieses bedauerliche Ereignis nicht publik werden dürfe. Aber Martina fiel ihm ins Wort: «Sobald ich Andi oder den Hund finde, gebe ich Ihnen ein Telefon. Und nun gute Nacht, Herr Vikar!» Damit ging sie mit energischem Schritt aus dem Haus.

Der Lagerleiter befolgte einen einzigen Rat des Polizeimannes, er nahm eine Schlafpille. Sie hatte die Wirkung, dass er in kurzen Abständen aus seinem leichten Schlummer aufschreckte und vermeinte, die Telefonglocke läuten zu hören. Jedesmal aber sank er wieder enttäuscht auf das Kissen zurück.

Mit dem Jagdhund auf die Spursuche.

Die Nacht durch laufen, dem Aufdämmern eines schönen Morgens entgegen und weiter, bis die Sonne hinter den Zacken aufsteht, das ist ein Vergnügen. Mit einer frohen Schar einen Berg besteigen, unter den blauen Himmel hinauf klettern. Aber das Herz voll Angst durch das Rauschen des Regens, im stets trüber werdenden Licht einer Taschenlampe über Stock und Stein stolpern. Bei jedem ungewohnten Geräusch stehen bleiben, rufen und dem Hund pfeifen und jedesmal gewahr zu werden, dass Ruf und Pfiff ohne Echo bleiben.

Durchnässt und müde, mit Haaren, die am Gesicht und Kleidern, die am Leib klebten, kam Martina auf den Stalden zurück, mutlos und ohne Rat. Die Mutter stand schon in der Küche am Herd, goss einen heissen Kaffee in die Tasse und sagte: «Nimm zuerst einen wärmenden Trunk, dann zieh dich um, kannst nachher berichten.» Sie hatte in Martinas Gesicht deutlich lesen können, dass ihr langer Weg ohne Erfolg geblieben war.

Kaum war Martina in ihrer Kammer verschwunden, stieg die Mutter in Andis Zimmer hinauf und suchte nach der Adresse der Eltern. «Wir müssen nach Ägypten telegrafieren», dachte sie. Andis wenige Habseligkeiten lagen ordentlich in der Schublade der Kommode. Frau Ursula nahm Stück um Stück in die Hand, schüttelte die Hemden aus, durchwühlte die Socken, fand eine Fotografie seiner Mutter, das anmutige Gesicht von einer kulturellen Frisur umrahmt. «Wie er ihr gleicht», dachte sie, «wie aus dem Gesicht geschnitten.» Und schon stiegen ihr Tränen in die Augen. Sie suchte mit flinken Händen und wehem Herzen.

Von der Stube aus rief der Vater: «Martina, Martina, Telefon!» Mit blossen Füßen trippelte sie hinab, voller Hoffnung auf einen guten Bericht. Sie erkannte sogleich die Stimme des Vikars und musste ihm gestehen, dass sie keine Spur gefunden habe. «Ich schicke sofort meine Buben aus», hörte sie ihn sagen, «habe alles organisiert. Wir müssen jetzt alles und jedes in Bewegung setzen. Ich fahre zur Polizei. Wir können nichts mehr geheimhalten. Ich werde wieder anrufen. Und wenn Sie etwas erfahren, bitte berichten Sie sofort

ins Lager. Danke!» Schon war die Verbindung unterbrochen.

Beim Frühstück sagte die Mutter: «Wir müssen sofort Andis Eltern telegrafieren, ich habe schon lange nach der Adresse gesucht.» «Und wenn wir ihn finden?» meinte Martina, «und sie fliegen die weite Strecke zurück?» «Dummes Zeug», brummte Bernhard, «sobald das Herz in Wallung kommt, verliert das Weibervolk den Kopf. Gestern nachmittag sind die Buben verschwunden, sie werden schon Wurst und Brot mitgenommen haben, so schnell verhungern sie nicht. Wenn die jetzt von Ägypten zurückkommen und ihr Andi sitzt gemütlich am Tisch, füllt sich mit Suppe und Braten den Bauch. Was dann? Ich sehe jetzt schon den roten Kopf des Direktors in seiner Wut. Damit leisten wir Andi einen schlechten Dienst. Ja, wenn er mit hohen Fiebern im Bett läge, sterbenskrank. Oder wenn wir die Leiche gefunden hätten ...» «Hör auf», schrie die Mutter, «sei jetzt um Himmels-Gotts-Willen still!»

Den letzten Bissen kauend, stand der Vater vom Tisch auf, ging ärgerlich den Kopf schützelnd zur Türe, wendete sich noch einmal um und sagte: «Schickt den Jugo in den Stall, ich hole den Jagdhund vom Oberboden.»

Und tatsächlich, kaum eine halbe Stunde später, kam er mit «Bello» an der Leine auf das Haus zu und rief: «Meitschi, komm zeig mir, wo du gestern die Buben gesehen hast.» Bello zwängte sich ins Hundehaus. Der Vater stieg mit ihm in Andis Zimmer hinauf, dann ging er quer über die Matte auf den Wald zu: «Such Bello, such!» Martina hatte Mühe, mit Vaters weitausholendem Gang Schritt zu halten.

Die Mutter schaute ihnen zu, dachte nicht an die Pfanne auf dem Herd, nicht an ihre Arbeit, nicht einmal daran, ob der fremde Knecht allein im Stall zurecht komme. Sie sah nur, wie der Jagdhund an der Leine zerrte und wie die drei im Wald verschwanden. «Bernhard hat doch ein gutes Herz», dachte sie, «das hat er sich in der Nacht ausgedacht. Dass er die Kühe dem Jugo überlässt und selbst auf die Suche geht, das zeigt mir, dass auch er nicht gut geschlafen hat.»

Der Herr Vikar kam mit einem Polizisten. Diesmal trug er nicht mehr die karierten Ho-

sen. Mutter Ursula musste ein Verhör über sich ergehen lassen wie vor Gericht. Sie musste des genauesten die Kleider Andis beschreiben, seine Haar- und Augenfarbe, Grösse und Gewicht. Der Polizist hielt einen Apparat mit Antenne in der Hand, aus dem dann und wann merkwürdige Geräusche kamen. Das viele Reden brachte die Mutter in Aufregung. Wenn sie doch nur endlich auf die Suche gingen. Durch die verregneten Scheiben sah sie, wie ein Polizeiauto auf dem Karrenweg zum Wald holperte. Endlich gingen die Beiden aus dem Haus. Nun war sie wieder allein mit ihrer Angst um den lieben Bub.

Sie fuhr mit der Milch zur Strasse hinab. Ein lahmer Wind trieb die Nebel dem Berg entlang. Der Regen hatte sich verzogen. Im Westen tat sich der Himmel auf.

Wenn eine Erinnerung den Schlaf verscheucht.

Die Mittagszeit war schon längst vorbei. Mutter Ursula sah von der Küche aus den Jagdhund in grossen Sprüngen auf den Oberboden zu rennen. «Ein schlechtes Zeichen» dachte sie, «demnach hat Bernhards Idee keine Früchte getragen. Ist auch kein Wunder. Bei der Nässe und dem Dauerregen findet auch der beste Hund keine Spur.»

Mit finsterer Miene und allein kam endlich der Vater heim, ohne ein Wort griff er nach der Flasche, kippte ein Gläschen Schnaps, setzte sich zu seinem Teller und Mostglas und starrte auf den Tisch. Frau Ursula erhielt auf ihre Fragen keine Antwort und holte Suppe und Essen. Sie sah, wie ihr Mann bekümmert war und wie er mit dem Braten auch an einer Wut kaute. «Jetzt rede doch endlich», sagte die Frau, «du spannst mich auf die Folter!» «Sei still», sagte er mit trauriger Stimme, «für eine solche Nachricht ist auch später noch früh genug.» «Jesses Maria, habt ihr ihn gefunden? Ist er tot?» Bernhard schob den Teller von sich, schaute auf und sagte: «Mir ist der Appetit vergangen. Verschloffen sind sie! In der Höhle verschwunden, soviel man bis jetzt weiss. In der Höhle, aus der vor Zeiten der Bach ausgebrochen ist. Und jetzt ist Wasser drinn. Muss sich wohl gestern aufgefüllt haben, nachdem die Buben hineingekrochen sind.» «Hilf uns

der Himmel», schrie die Mutter auf, «und in dem grausigen Loch sind sie ertrunken!»

Eine solche Nachricht verbreitet sich mit Windeseile durch das Tal. Feuerwehrmänner, Polizei, Neugierige und Kinder wanderten zu der Höhle hinauf. Noch nie war dieser Wald von so vielen Leuten bevölkert gewesen. Taucherausrüstung und Pumpen wurden herangeschleppt. Aber, wie könnte man einen unterirdischen See auspumpen, wenn von allen Wänden und aus Spalten das Wasser rinnt und der Zugang einen Erwachsenen nicht durchlässt?

Die Leute im Dorf und auf den zerstreuten Heimwesen sparten nicht mit harten Worten über die nachlässige Führung im Lager, redeten mit Gruseln von dem schrecklichen Tod der Buben und vom Leid der Eltern.

Die Wolken erglühten im Abendrot. Frauen eilten von Haus zu Haus. Auf der Zentrale der Polizei summt das Telefon, eine Anfrage nach der andern belästigte den Wachtmann. Der Wald entvölkerte sich beim Zunachten. Gruppen von Männern standen auf der Strasse. Lautes Reden drang aus den Fenstern der Wirtschaften. Dort wurde genau erklärt, was man hätte tun und lassen sollen. Die Höhle hätte schon längst zugemauert werden sollen. So ist es, nichts wird getan, bevor ein Unglück geschieht, erst nachher kommen die Behörden zum Verstand!

Im Bürgerheim lag der alte Noldi im Bett. Er hatte beim Nachtmahl dem aufgeregten Gerede zugehört, bis ihn der krumme Rücken schmerzte. Er hatte viele Jahrzehnte im Holzwerk geschafft. Er kannte die Wälder beidseits des Tales und jede Tanne, die älter war als er. Nun versuchte er zu schlafen, aber das Haus blieb ohne Ruhe, und mehr noch plagten ihn seine Gedanken. Er kannte die wahren und unwahren Geschichten über die Höhle, die bis in die Sagen zurückreichten, hatte auch vor Jahrzehnten den Ausbruch des Geisterbaches aus der Höhle miterlebt, der Menschenknochen angeschwemmt hatte.

Unruhig strichen seine zerarbeiteten Hände über das gehäuselte Muster der Bettdecke. Wie er sich auch drehte und zusammenschelte, er fand keinen Schlaf. Eine Erinnerung, die sich in seinem Gedächtnis regte, plagte ihn. Und doch konnte er sie nicht fassen. Viele Stunden lag er hellwach, bis er

endlich nach dem Lichtschalter tastete, ächzend sich erhob, aus dem Bett kroch und in die Hosen schlüpfte. Sein Huftleiden erlaubte ihm keine unvorsichtige Bewegung. Endlich soweit, hinkte er aus dem Zimmer, stieg die Treppe hinab und klopfte an der Kamertüre des Verwalters: «Stani», rief er, «Stani, ich bins, der Noldi, komm heraus.»

Verschlafen und verstrubbelt erschien der Verwalter im Türspalt. «Du, ich muss telefonieren», sagte Noldi, «gib mir den Schlüssel. Weisst du die Nummer der Polizei?» «Bist du nicht recht bei Trost?» fragte der Verwalter, «mitten in der Nacht willst du ans Telefon? Geh schlafen und lass mich in Ruhe.» Noldi fuhr mit dem Zeigfinger vor seiner Nase herum, ergriff des Verwalters Nachthemd, hielt ihn zurück und flüsterte: «Es ist wegen den Buben. Ich weiss einen Weg. Das muss ich sofort melden.» «Du phantasierst, Noldi, nimm Baldrian und leg dich auf die andere Seite.» Der alte Mann liess nicht locker und brachte den Verwalter dazu, mit ihm ins Büro zu gehen und die Nummer der Polizei zu suchen. «Mach, was du willst», brummte der Verwalter, «aber ich will damit nichts zu tun haben.»

Mit seinem krummen Finger drehte er die Nummernscheibe, lauschte dem Rufton und hörte nach geduldigem Warten des Dorfpolizisten rauhe Stimme. Dann sprach der alte Holzer in die Muschel: «Bist du es, Melk, du kennst mich ja, der Holzer-Noldi ist da. Du, ich glaube, ich kenne einen Zugang zur Höhle von oben her. Von dem weiss wohl kaum ein Mensch mehr. 'Das kalte Loch', vor mehr als vierzig Jahren haben wir es zugemacht. Wenn du mich am Morgen holst, und mir jemand hinaufhilft, zeig ich euch, wo ihr graben müsst.» Noldi hörte noch eine Weile zu, gab weiter Auskunft und fügte dann an: «Also im Bürgerheim abholen, ich bin nicht mehr in den Erlen. Um fünf Uhr bin ich auf und marschbereit.» Dann humpelte Noldi am Arm des Verwalters in sein Zimmer hinauf. Auf Fragen gab er weiter gar keinen Bescheid, sagte nur: «Du kannst es dann in der Zeitung lesen, wenn ich richtig berechnet habe.»

Also wurde Noldi punkt fünf Uhr vom Polizeiauto abgeholt, nicht als Verhafteter oder Bösewicht, sondern als ein möglicher Retter. Natürlich stand er schon eine halbe Stunde

vorher reisebereit ausgerüstet vor der Haustüre. «Mit einem Jeep mit Vierradantrieb kann man nahe heranfahren», erklärte Noldi dem Chauffeur, «aber nicht von unten her. Wir müssen beim Brenni in den Wald einschwenken. Ein Stück weit oberhalb des Höhleneingangs ist eine Senkung im Wald. Wenn sie jetzt dort nicht in letzter Zeit die schweren Tannen gefällt haben, kann ich aufs Haar sagen, wo das kalte Loch ist. Ächerli-Tonis-Sepp hat das Loch, aus dem immer kalte Luft aufstieg, mit einem Wurzelstock ausgefüllt. Ja, der Sepp ist jetzt auch schon vierzig Jahre tot, seither ist es zugewachsen. Ich habe noch Steine hinunter-

dete sich nach rechts und links. Wie ein Rutenhänger prüfte er den Waldboden, zählte Schritte, kam wieder zurück, dann stocherte er mit seinem Stock in der Erde und sagte schliesslich: «Wenn mich nicht der Teufel narrt, dann muss es hier sein.»

Hei, wie die Pickel durch die Luft sausten, Spaten sich in die Erde gruben, Wurzeln mit Axt und Beil gehauen wurden! Noldi stand dabei, gespannt auf jede Bewegung achtend und dann wieder zweifelnd nach einer anderen Stelle suchend. Der erste Versuch misslang. Sie stiessen auf Felsen. Das zweite Loch wurde gegraben. «Noldi spinnt», rief ein Zuschauer, «was stehen wir hier herum



Sie schleppten den alten Noldi über Stock und Stein.

geworfen, dem Ton nach braucht es schon ein Fünzigmeterseil.»

«Man muss alles versuchen», meinte der Polizist, «auch die verwegensten Gedanken, wenn sie nur Hirngespinnste sind.» Dann hörte er nicht mehr auf Noldis Reden.

Am Seil in die schwarze Tiefe.

So wurde Noldi in den Wald geführt, in einen «Schilter» umgeladen, über Stock und Stein transportiert und das letzte Stück auf einer Tragabel vom Malermeister und Feuerwehrkommandanten höchst persönlich getragen. Man wollte nicht warten, bis Noldi mit seinem ramponierten Gehwerk an die besagte Stelle hinken konnte. Werkzeuge wurden hergebracht, Männer kamen den Wald hinauf. Noldi äugte die Gegend ab, schaute an die grossen Tannen hinauf, wen-

und verlieren Zeit.»

Schon wollte man aufgeben, eine dritte Stelle in Angriff nehmen. Da legte sich Daniel, ein magerer Sprenzler auf den Bauch, griff in die Grube hinein, streckte seine Hand zwischen die Wurzeln und schrie: «Ich spüre kalte Luft!» Man wollte ihm nicht glauben, blieb untätig stehen. «Nimm diesen Stock», rief Theobald, sein Meister, der Kommandant, «versuche ihn möglichst tief hineinzustossen.» Kopf voran rutschte Daniel in die Grube, stocherte mit dem Stecken, kam mühsam sich heraufhandelnd oben an und sagte: «Der Noldi hat recht. Das ist Kellerluft!» Jetzt wurde mit Hast und Eile gegraben. Unterdessen wurde ein Seil ausgerollt, das Ende an einen Baum gebunden und verknotet. Die Polizei hatte also in der Nacht gut gearbeitet und alles Nötige bereitgestellt. Ein

Stein fiel in die Tiefe und verschwand. Von nun an wurde mit Vorsicht gegraben, Seile sicherten die Männer in der Grube. Sie sties- sen mit Pickel und Schaufeln auf den nackten Fels. Kein Zweifel mehr, kalte Luft stieg aus der schwarzen Tiefe. Der Schutt wurde weg- geräumt. Das kalte Loch erwies sich als ein schmaler Spalt. Die Steine, die man in die Tiefe fallen liess, prallten nach langem Sturz auf harten Stein und schlugen später wieder auf.

Mit einer hellen Laterne wurde das Loch ausgeleuchtet. Der Kommandant stieg in die Grube, beobachtete den versinkenden Schein und sagte: «Das Loch wird nach unten zu breiter. Entweder müssen wir die Enge sprengen, oder», er schaute die Männer ringsum an, «oder der Daniel soll versuchen, ob er durchkommt.» Dann kletterte er her- auf, ging die paar Schritte auf Daniel zu und fragte: «He, Dani, was meinst du, willst du es wagen? Du bist doch der richtige Mann, bist schwindelfrei auf dem höchsten Gerüst. Ich habe immer gestaunt, wenn wir eine Fassade bemalen mussten, wie du da ohne Angst her- umgeturnt bist. Aber befehlen kann ich dir nicht. Wir sind jetzt nicht daheim im Ge- schäft. Musst dich schon als Freiwilliger melden.»

Der junge Mann wurde bleich im Gesicht, starrte wortlos in die schwarze Tiefe. Sein Meister sagte: «Vielleicht musst du die Jacke ausziehen, damit du durchkommst. Keine Angst, wir binden dir Kleider und Proviant, Licht und Werkzeug oben ans Seil. Nimm ei- nen Schluck aus meiner Feldflasche, dann kriegst du Courage.» Auch Daniel schaute in die Runde, mass jeden nach seinem Umfang und sagte dann gelassen: «Ja, wenn ich der Einzige bin. Für die drei Buben will ich es wagen.»

Nun fing ein geschäftiges Treiben an. Die Polizei funkte Befehle. Ein Rollenbock wurde zurecht gezimmert. Eine Seilwinde herange- bracht. Martina kam mit Tranksame und ei- nem Rucksack, prallvoll von Esswaren. Der Kommandant besprach mit Daniel die Signa- le, erklärte ihm das Funkgerät und für den Fall, dass es nicht funktioniere, die Meldun- gen mit dem Begleitseil. Niemand fand Zeit zu essen, kaum zu einem kräftigen Schluck, bis alle Vorbereitungen abgeschlossen waren und Daniel gut gesichert ans Seil gebunden

war. Martina schaute mit erschrockenen Au- gen auf den tapferen, jungen Mann, der sich durch den Spalt zwängte und dann in der Tiefe verschwand. Dann versank die grelle Lampe und der Beutel mit dem Proviant.

Der Malermeister schaute in das dunkle Loch hinab und verfolgte genau, ob das Seil angespannt bleibe. Nach einer Weile hob er den Kopf und sagte: «Wir hätten auch einen andern hinunterschicken können als diesen einzigen Sohn einer Witwe. Aber ..., ich ris- kiere ja auch meinen besten Maler.»

Die Mutter im Stalden hört Schnuizis Bel- len, lässt Pfanne, Topf und Kübel stehen, eilt wie ein abgeschossener Pfeil durch den Gang, stolpert über die Schuhe und landet just auf der Türschwelle, da der Hund auf das Haus zukommt. Während sie sich aufrichtet, springt Schnuizi wie ein Wilder an ihr hoch, vollführt einen Hexentanz und rennt in die Küche zu seiner Schüssel. Frau Ursula redet mit ihm, stellt hundert Fragen: «Wo kommst du her? Wie siehst du aus? Wo ist Andi? Wie ich sehe, hast du nicht einmal ein schlechtes Gewissen? Bist du dem Bub davongelaufen?» Schnuizi gibt nur mit einem heiseren Bellen Antwort und kümmert sich nur um die Wurst und den Knochen.

Wohl eine Stunde später bringen sie den Bub. In eine Wollecke verpackt trägt ihn ein Mann wie eine tote Gemse auf den Schultern. Kopf und Beine wippen bei jedem Schritt. Mutter Ursula ist nicht im Stande, ihm ent- gegen zu gehen. Erstarrt steht sie unter der Haustüre, den Kopf in beiden Händen. «Zu- erst ein heisses Bad», sagt der Mann, «er zit- tert immer noch vor Kälte und mit all dem Dreck könnt Ihr ihn sowieso nicht ins Bett legen.»

Das Wasser rauscht in die Wanne. Unter- dessen schälen sie ihn aus der Decke. Eine schlotternde Jammergestalt steht vor ihnen, mit blauen Lippen, verklebten Haaren, schmutzig bis über die Ohren. Die Kleider fallen auf den Boden. Mutters Hand prüft die Temperatur des Wassers. «Nicht zu heiss für den Anfang. Ich lasse nachher warm nach- laufen», sagt sie, «was ist dir in den Sinn ge- kommen, in diese verdammte Höhle hinein zu gehen?» Andi kann nicht reden. Nur ein paar Worte bringt er aus der verschnürten Kehle: «Schnuizi ... ist zuerst ... hinein ... ich wollte ... ihn holen ...» «Eine Suppe viel-

leicht», meint der Mann, «die kann er im Bad nehmen.» Andi steigt in das Wasser hinein und sinkt zusammen. Mutter greift ihm in die Haare und hält seinen Kopf über Wasser.

«Einen Schnaps», ruft der Vater, der unter der Türe steht, «reibt ihn mit Schnaps!» In wenigen Sekunden steht er schon da mit der Flasche, drängt sich herzu. «Hebt ihn auf», kommandiert er und beginnt die magere Brust einzureiben über Schmutz und Dreck. Die Mutter steht dabei mit einer Tasse Suppe, sieht wie das Wasser trüb und braun wird und der Bub wieder zu Atem kommt, wie Bernhard mit seiner rauhen Hand über Andis Stirne und Wangen fährt, vorsichtig und zärtlich. Wie sich die Lider öffnen, die blauen Sterne seiner Augen aufleuchten. Nun versucht sie ihm, die warme Suppe einzulöffeln. Vater Bernhard gönnt sich einen Schluck aus der Flasche, wenn schon der ganze Raum von diesem edlen Branntwein duftet: «Du wolltest ihn doch auffüttern, Mutter, hast versprochen, er sei schon in wenigen Tagen rund und stark. Sieh dir das Bäuchlein an, ist überhaupt nicht vorhanden!» «Sei jetzt still, Bernhard», wehrt die Mutter, «wir wollen Gott danken, dass der Bub hier ist und dass er lebt.»

«Ich geh jetzt», sagt der Mann, der Andi gebracht hat, «vielleicht haben wir oben viel zu tun. Daniel ist immer noch unten.» Bernhard geht mit ihm hinaus und spricht: «Die zwei können wir jetzt allein lassen, der Bub wird ohne uns gehätschelt. Komm, nimm eine zünftige Stärkung auf den Weg. Ich geh dann mit dir hinauf.»

Am Nachmittag kommen sie über die Matte auf den Stalden zu, eine Gruppe von Männern, voraus der Kommandant und hinter ihm zwei Männer mit einer Bahre. Der Mann, der daraufliegt, ist auch in Wolldecken bis über die Ohren eingemummt. «Legt ihn in mein Bett», ruft Bernhard, «ist gar umständlich mit der Bahre die Stiege hinauf.» Die groben Schuhe poltern den Gang entlang und in die Kammer. Dort aber liegt Frau Ursula in den Kissen. Sie hat erst später, da Andi schon in seinem Zimmer untergebracht war, ihre Schmerzen vom Sturz im Gang empfunden. Und jetzt tragen sie einen Mann zu ihr hinein, tot oder lebendig? Ein neuer Schreck!

Martina kommt hinterher und sagt: «Bleib nur liegen, Mutter, ich hole die Wärmflaschen und was es braucht.» Mühsam erhebt sich die Mutter, ordnet ihre Kleider und schaut zu, wie drei Männer vorsichtig den Eingemummtten in Vaters Bett legen, die Schnüre aufschneiden, die Decken ausbreiten und wie sich ein lachendes Gesicht enthüllt, im verschmierten Gesicht sich zwei dunkle Augen bewegen, Daniel, der vor kurzer Zeit hier im Haus als Maler gearbeitet hat. «Ihr müsst schon entschuldigen», sagt er, «ich habe mir in dem grausigen Loch den Fuss verknaxt. Jetzt haben sie mich hierher gebracht.»

Sein Meister beginnt nun zu erklären: «Wir wissen nicht, was mit seinem Fuss los ist. Darum haben wir ihm den Schuh nicht ausgezogen. Er muss jetzt zuerst erwärmen, ist platschnass. Lasst ihn auf den Decken liegen, sonst rinnt das Dreckwasser noch durch die Matratze. Wir haben gedacht, bei Euch im Stalden, da ist er gut aufgehoben bis man weiter sieht. Der Arzt ist mit den beiden Buben im Lager voll beschäftigt, der kann frühestens auf den Abend kommen. Ihr habt doch nichts dagegen?» Während Martina geschäftig hin und hereilt. Die Mutter immer wieder über ihre Haare streicht, sagt sie: «Ich bin wahrhaftig eingeknickt. Martina, geh schau, was Andi macht! Nein aber auch, da liege ich am hellen Tage. Was ist mit Daniel?»

«Hauptsache, er ist wieder an gesunder Luft und jetzt bei Euch. Er kann Euch selbst erzählen, ist nicht auf den Mund gefallen. Aber den Bub will ich noch sehen», sagt der Kommandant, «wo ist er?» Dann gehen die Männer allesamt die Stiege hinauf, trampeln in Andis Zimmer hinein, stehen um das Bett. Weder das Poltern ihrer groben Schuhe, noch das laute Reden der Männer vermag den selig schlummernden Bub aus seinen glücklichen Träumen aufzuwecken.

Trotz ihren Protesten und dem wichtigen Reden, wie viel sie noch beim kalten Loch zu tun hätten, verliessen die Männer das Haus im Stalden nicht, ohne eine wärschafte Schlachtplatte und etliche Gläser geleert zu haben. Vor eifriger Bereitwilligkeit vergisst Mutter Ursula ihre Schmerzen, vergisst sogar ihre beiden Patienten, weiss aber, dass sich Martina sorgsam um sie bemühte. Diese lässt

Daniel nicht in den nassen Kleidern liegen. Sie bettet ihn in Vaters dickstem Unterleibchen und Barchentnachthemd unter die Decke, bringt ihm heissen Tee und kräftige Kost, wäscht ihm Gesicht und Hände und verspritzt sogar den Rest aus Mutters Flasche Kölnisch Wasser.

«Warum haben sie denn ausgerechnet dich in das Loch hinuntergeschickt», fragt sie. «Weil ich so mager bin», sagt Daniel, «ein Dickerer wäre nicht durchgekommen durch den engen Spalt.» «Ja, tatsächlich, schwächer als du ist nur der Tod», höhnt das Mädchen, «aber warum bist du bis über die Ohren nass?» «Weisst du, Martina, die Höhle ist zum Teil voll Wasser. Das muss so ein Reservetank für eine Quelle sein. Wie ich durch den zweiten Durchschlupf in ein Gewölbe kam, hörte ich den Hund bellen, aber das war irgendwo weit weg. Ich musste die Buben suchen und immer wieder durchs Wasser.»

Ich bin zuerst in falscher Richtung gegangen. Das tönt da unten wie im Nebel, von allen Seiten. Die Buben sind auf einem Hoger eng an die Wand gedrückt beisammen gekuschelt gelegen. Ich musste sie durch das Wasser tragen, sie waren zu klein. Den Schnuizi habe ich zuletzt in meinem Rucksack gesteckt und hinaufgeschickt. Er hat mich noch gebissen in seiner Angst.»

Auch diese Wunde wird gereinigt und verbunden, dabei fühlt das Mädchen, wie warm seine Hände sind. «Jetzt, glaube ich, hast du warm genug», sagt es und greift ihm an die Stirne, «du glühst ja.» «Nein ich friere immer noch» protestiert er, «deck mich wieder zu. Das war eine eigenartig. eisige Luft in dem Berg, nicht wie im Winter, eine durchdringende, feuchte Kälte.»

Martina sucht den Vater im Stall und meldet ihm: «Jetzt haben wir den Salat! Daniel fiebert und bekommt einen zünftigen Schüttelfrost. Du musst dem Doktor telefonieren!» Bernhard, der mit den so hilfsbereiten Männern mehrmals gastfreundlich angestossen hat, nimmt diesen Bescheid gelassen auf. «Soll er schütteln», brummt er, «kann ja nirgends hinfallen.» «Dann geh ich ans Telefon», sagt Martina energisch, eilt ins Haus und sucht die Nummer. Aber der Arzt ist nicht zu finden, nicht in der Praxis, nicht im Lager. Das Spital sei überfüllt. Schwerver-

wundete eines Autounfalls hätten auch das letzte Bett besetzt.

Warten und zusehen, wie der Schweiss von Daniels Stirne rinnt. Fiebertee angiessen, den wirren Worten zuhören, den lieben Gott anflehen, den Kopf nicht verlieren.

Die Nacht kommt und mit ihr eine stattliche Frau in hübschem Sommerkleid. Aufrecht und eiligen Ganges geht sie auf das Haus zu, Daniels Mutter.

Mit Glückwunsch und Segen.

Vor lauter Freude über die glückliche Rettung hatte man vergessen, Daniels Mutter zu berichten. Sie war nicht weiter erstaunt, dass ihr Sohn nicht zum Mittagessen nach Hause kam. Das war schon oft vorgekommen.

Seit ihres Mannes Tod lebte sie schon viele Jahre zurückgezogen, beschäftigte sich mit Heimarbeit und war, ausser am frühen Vormittag, nur selten im Dorf zu sehen. Sie hatte auch von dem Versuch, vom kalten Loch aus in die Höhle einzudringen, nichts gehört, wusste nur, dass drei fremde Buben vermisst wurden. Nun aber war eine Nachbarnfrau zu ihr gekommen, hatte mit vielen Worten eine Schauernmär erzählt und diese noch mit eigenen Phantasiebildern ausgeschmückt. Nach ihrer Berichterstattung war Daniel in eine tiefe Gruft, direkt in die Fänge eines vorsintflutlichen Ungeheuers hinabgesenkt worden, das einem feuerspeienden Drachen ähnlich sah. Daraufhin hatte sich Frau Regina bei Daniels Meister erkundigt und von dessen Frau den wahren Hergang erfahren.

Ohne Zögern hatte sie das Nötigste in eine Tasche verpackt und den Weg unter die Füsse genommen. Nun stand sie am Bett ihres Sohnes und sah, wie er mit einem Handtuch den Schweiss von seinem geröteten Gesicht wischte und in kurzen Atemzügen Luft holte. «Mutter», rief er ihr zu, «ich komme mit dir heim. Es ist schon alles gut. Nur am Fuss habe ich noch Schmerzen.»

Davon wollte aber Frau Ursula nichts wissen: «Nichts da! Bevor du aus dem Schweiss bist und der Doktor deinen Fuss untersucht hat, machen wir keine Kapriolen. Das wär mir noch! Er kann ruhig hier liegen bleiben», und zu Daniels Mutter gewandt, sagte sie, «wenn Sie dableiben wollen, bis der Arzt kommt, Sie können sich, wenn es lange geht,

auf mein Bett hinlegen. Bernhard und ich finden im Haus schon ein Lager.» Damit begann sie die Überzüge von den Kissen und der Decke abzunehmen, holte frische Leintücher und richtete Bett und Zimmer her, ohne auf Frau Reginas Wiederreden zu achten. Wenig später wurde das frischbezogene Bett weggerückt und die beiden Frauen hantierten gemeinsam, um den jungen Mann von Bernhards Barchenthemd zu befreien und auch dieses Bett mit trockener, neuer Wäsche zu beziehen.

Das Gespräch zog sich in die Länge. Dann näherten sich leise Schritte, Frau Ursula schaute in ihre Kammer und sagte: «Ein Besuch für dich, Daniel, wenn du magst.» Schon stand eine hohe Gestalt unter der Türe, die sich beim Eintreten bücken musste, kam mit ausgestreckter Hand auf das Bett zu mit den Worten: «Ich möchte doch noch heute Abend dem dreifachen Lebensretter herzlich danken. Ich bin der Vikar, der Lagerleiter und kann Ihnen sagen, dass es meinen beiden Buben gut geht. Am liebsten wä-



«Er kann ruhig hier bleiben, bis der Arzt kommt.»

Frau Regina war nicht neugierig, überschüttete ihren Sohn nicht mit Fragen, war zufrieden, dass er in Sicherheit war und sie bei ihm bleiben konnte.

Schon lag dunkle Nacht über dem Tal und kühle Luft drang durch das halbgeöffnete Fenster. Ein Wagen kam angefahren, eine Autotüre wurde zugeschlagen. «Jetzt kommt der Doktor», sagte Frau Regina zu ihrem Sohn, neben dem sie schon lange wortlos gesessen und zugeschaut hatte, wie er von Müdigkeit übermannt, für kurze Zeit in Schlummer versank. Aber die Stimme, die sie aus der Stube vernahm, war eine unbekannte Stimme und der Dialekt fremd. Sie konnte durch die geschlossene Türe nicht vernehmen, was gesprochen wurde, und sann darüber nach, wer wohl hier im Stalden zu so später Stunde noch zu Besuch kam.

ren sie auch mitgekommen. Aber ich habe sie ins Bett gemustert. Wenn sie morgen gesund aufstehen, bringe ich sie her.»

Ein helles Leuchten zeigte sich auf Daniels Gesicht. Seine trockenen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, da er sprach: «Vierfach, Herr Vikar, der Hund wäre ersoffen, wenn ich ihn nicht mit Gewalt in den Rucksack gepackt hätte.» Auch der Mutter reichte der Vikar die Hand, gratulierte ihr zu ihrem tapferen Sohn und sagte, wie sehr er bedauere, dass Daniel nun im Fieber und argen Schmerzen für den Leichtsinn der Knaben zahlen müsse. Frau Regina war ganz benommen von den guten und besorgten Worten des geistlichen Herrn und dankbar dafür, dass er eine Stola aus der Tasche zog und ihrem Sohn feierlich den Krankensegen spendete.

Martina kam mit einem Morgenrock bekleidet ins Zimmer, in der Meinung, der Arzt sei endlich eingetroffen und erschrak, da der Priester, bis fast an die Decke, segnend die Hand erhob. Noch schlaftrunken fragte sie: «Ist es so schlimm, wird er versehen?» Ihre Mutter milderte ihren Schrecken und schob sie sachte in die Stube hinaus.

Von Bett zu Bett.

Anderntags wurde Daniel ins Spitalauto verfrachtet und weggeführt. Die Mutter fuhr mit ihm und sagte: «Es ist nur wegen dem Fuss, nur wegen der Röntgenaufnahme. Sei nur ruhig, ich bleibe bei dir.»

Aber wie kann eine Mutter in einem Spitalzimmer bleiben, in dem kaum ein Platz für einen Stuhl vorhanden ist, weil schon ein Bett zuviel darin steht. Im einen ein Mann mit verbundenem Gesicht, im andern ein Patient, dem ein Bein in dickem Verband in der Luft schwebt. Gestern sind sie eingeliefert worden, der junge Holländer und sein Vater, deren Ferienfahrt in die Schweiz mit einem harten Aufprall auf einen andern Wagen ihr schmerzliches Ende fand.

Der Arzt war persönlich erschienen, um sich zu entschuldigen, dass ein weiterer Patient den beiden Herren zugemutet werden müsse. «Nur hereinspaziert», hatte der junge Holländer lachend gesagt, «mein alter Herr kann kein Wort reden wegen dem zerschnittenen Gesicht, so bekomme ich doch einen Gesprächspartner.»

Die Pflegerin musste sich mit Spritzen, Pillen, Geschirr und Gläsern zwischen den Betten hindurchzwängen. «He, Kamerad», sagte der Junge mit seiner holländischen Aussprache, «dich hats also auch am Bein erwischt, auch auf der Strasse, auch in dem tollen Verkehr?» «Nein», flüsterte Daniel, «eher etwas abseits, in einer Höhle!» Ihm war zwar nicht so recht ums Reden. Der Kopf brummte wie ein Bienenstock, die Brust war ihm zu eng, der Fuss schmerzte von der Operation, aber er war doch froh, dass er in so heiterer Stimmung aufgenommen wurde. Nach kurzer Zeit begann die Wirkung der Einspritzungen und des Holländers Reden fanden taube Ohren.

Die ersten Tage blieb das Zimmer für Besuche gesperrt. Daniels Mutter durfte nur

zweimal am Tag durch einen Türspalt hereinschauen. Um so mehr Zeit blieb dem Holländer Adrian, dessen frohes Gemüt sich gerne offenbarte. Er berichtete in bunten Farben von seiner schönen Heimat, von ihrem Geschäft in Amsterdam und der Villa zwischen Grachten und Windmühlen: «Weisst du, Daniel, mein Papa und ich, wir machen Handel in Tabak, alte Firma, feine Zigarren, Export! Da ist was zu verdienen! Du solltest meine Mutter und meine Schwester kennen lernen, Gold um den Hals, um die Gelenke, um die Finger und verwöhnt zum Grausen.» Der arme Vater in seinem Kopfverband konnte nur mit den Händen protestieren. Manchmal auch gab er zu verstehen, sein Sohn Adrian solle sich stillhalten, weil ihn das Lachen schmerzte.

Der erste Besuch, der eingelassen wurde, war nicht Frau und Tochter des holländischen Fabrikanten, nicht Martina vom Stalden, sondern Andi. Er kam mit einem Bouquet sorgfältig gebüschelter Alpenrosen und Enzianen, strahlte über das ganze Gesicht, besah staunend das Bein in der Luft, den dicken Totenkopf mit den Guckaugen und sprang prüfend auf Daniel zu, legte ihm die Blumen auf die Brust und umschloss seinen Retter mit beiden Armen. «Ich komme dir zu danken», sagte er mit Tränen in den Augen, «für mein Leben danke ich dir», und drückte seinen blonden Wuschelkopf an Daniels Backe. «Die Blumen habe ich mit Martina für dich geholt. Ich bringe dir jetzt jeden Tag einen Strauss.»

Eine Krankenschwester trat ein und sprach entrüstet: «Was, du Lausbub, bist mir also doch hineingeschlüpft, marsch, verschwinde!» Andi liess sich nicht so leicht erschrecken und von dem Bett wegweisen. «Was kann ich dir sonst noch bringen», fragte er schnell. «Bring mir Papier zum Zeichnen und Bleistifte», rief ihm Daniel nach, während die Schwester den widerstrebenden Bub kräftig an der Hand zog. «Bist der Onkel und gibst ihm deine Gulden?» fragte Adrian. «Wir sind Freunde», gab Daniel Bescheid. Da nun später noch zwei Buben mit riesigen Sträussen und überschwenglichen Dankesworten kamen, war des Holländers Neugier nicht mehr zu zähmen. Daniel musste ihm ergiebig und lückenlos seine Höhlenfahrt am Seil erzählen. Er hatte auch indessen fleissig die zu-

gesandten Bleistifte benützt und konnte seinen Bericht nun mit rassigen Zeichnungen aus dem Innern der Höhle belegen.

Adrian Verlinden fiel von einem Staunen in das andere, am meisten aber verwunderte er sich über die Bilder aus der Höhle. «Du, du kannst ja zeichnen wie ein Künstler» rühmte er, «bist du Kunstmaler?» «Nein, leider nicht», sagte Daniel mit trüber Miene, «aber das ist mein Hobby. Schon als Bub habe ich meine Mutter hundertmal porträtiert. Wenn du wissen willst, wie du im Schlaf aussiehst, da kannst du es sehen.» Lachend nahm Adrian das Blatt von seiner Bettdecke, schaute es lange an und lachte wieder: «Du, das musst du mir mitgeben. Ich will es einrahmen und als Andenken an unsere Freundschaft über meinem Bett aufhängen. Wenn meine Mutter oder Schwester nachts in mein Zimmer schaut, ob ich da bin, dann sehen sie mich schlafend an der Wand und sind zufrieden.»

Ein Einzelzimmer war freigeworden, Papa Verlinden wurde gezügelt und von seinen Verbänden befreit. Nun konnte Adrian auch von jenen Erlebnissen berichten, die er nicht gerne vor Vaters Ohren, auch wenn sie noch so gut zugebunden waren, erzählte. Auch wenn Daniels Mutter jeden Tag kam, Andi und Martina immer wieder stundenlang um sein Bett tanzten, blieb den beiden jungen Männern viel Zeit zum Plaudern. Adrian, in seiner unstillbaren Redelust, verschonte Daniels Besuche nicht vor seinen vielen Fragen.

Daniel lernte Adrians Mutter und Schwester kennen, die beide nicht so reichlich mit Schmuck überhängt waren, wie es ihr Sohn und Bruder beschrieben hatte. Er verstand nicht viel, wenn sie holländisch miteinander sprachen, sah jedoch, wie viel Liebe und Sorge sie mitgebracht hatten. Sie fanden die Spitalkost sehr spärlich. Ihrem Umfang nach zu schliessen, waren sie gewohnt, üppigere Mahlzeiten einzunehmen, brachten auch schon am ersten Tag Schinken und Wurstscheiben aller Art, kalten Fisch und frischen Aufstrich mit, damit der Ehegemahl und Sohn bald wieder besser gepolstert seien. Von diesen Leckerbissen wurde Daniel auch reichlich serviert. Und wenn nur die geringste Anlage vorhanden gewesen wäre, hätte Daniel in diesen Tagen erklecklich an Gewicht zugenommen. Statt dessen wuchs sich

sein Husten zu einem wahrhaften Hundegebell aus.

Zum grossen Leidwesen Adrians wurde er von seinem Freund getrennt. Daniel konnte mit seiner Mutter heimhumpeln, wurde mit strengen Vorschriften des Arztes und einer Tasche voller Medikamente entlassen. Mutter Regina bettete ihn daheim in die gute Stube, weil Adrian jeden Tag mit ihm telefonieren wollte. Er rief auch mitten in der Nacht an, um sich zu erkundigen, ob er huste oder schlafe.

Auch nach Adrians Rückreise nach Holland, die unter Begleitung einer Krankenschwester im Spitalwagen und Flugzeug erfolgte, kamen zu jeder Tageszeit Anrufe von ihm, die ihrer Länge nach ein Vermögen kosten mussten.

Von einem schmerzlichen Abschied und einem lieben Besuch.

Im Stalden vollzog sich der Abschied ebenso schmerzvoll. Unangemeldet erschienen eines Nachmittags Andis Eltern, die von Ägypten zurückgekehrt, ihren Sohn im Lager besuchen wollten und ihn im wohlvertrauten Bauernhaus auf der anderen Talseite fanden.

Die Begrüssung war eher kühl, trotz der überschwenglichen Worte, die Frau Direktor nach allen Seiten verteilte. Man war ungehalten, dass sich Andi erlaubte, die Gastfreundschaft fremder Leute, diesen Ausdruck gebrauchte die auffällig geschminkte Dame mehrmals, so unverschämt in Anspruch zu nehmen. Jedoch trat nur unklar zutage, wie viel der Lagerleiter ausgeplaudert hatte.

Ihren Worten nach zu schliessen, wussten die Eltern von dem Ereignis in der Höhle nichts, weil sie während einer Bergtour der Lagerbuben angekommen und sogleich dort wieder weggefahren waren. Andi wurde in sein Zimmer hinauf geschickt, um seine Sachen zu holen und sich sauber anzuziehen. Er beeilte sich nicht und benützte die Zeit, sein tränennasses Gesicht an Mutter Ursulas und Martinas Wangen zu drücken, während der Direktor in der Stube Vater Bernhard ein paar Geldscheine aufnötigte. Bernhard wollte nichts annehmen, liess die Geldscheine auf dem Tisch liegen und sagte: «Das müsst Ihr mit meiner Frau und Martina ausmachen, ausser dem, was aus der Küche kommt, ha-

ben wir mit dem Bub keine Kosten gehabt», damit stand er auf, wünschte gute Heimkehr und ging aus der Stube.

Vom oberen Stock her hörte er lautes Reden und eilige Schritte. Er stieg hinauf und sah Andi in einem frisch gebügelten Hemd dastehen. Seine Hosen lagen noch auf dem Bügelbrett. Das hinderte ihn nicht, Vater Bernhard mit beiden Armen zu umfassen und so das schöne, rosarote Hemd zu zerknüllen. Eine ungewohnte Art Abschied für den Bauern, der für weinerliche Szenen wenig Verständnis aufbrachte, aber tatsächlich auch mit seinen klobigen Händen über die

Ein anderer Besuch kam auf den Stalden, eine Frau mit umfänglicher Tasche. In gemessenem Schritt, in hübschem Kleid, mit breitrandigem, hellem Hut näherte sie sich und trat durch die offene Türe.

Mutter Ursula, die am Sonntag gerne ein Buch zur Hand nahm, hatte sie kommen sehen und ging ihr entgegen. «Das ist mir jetzt ein lieber Besuch», sagte sie, «eine Freude zu erfahren, wie es Daniel geht, herzlich willkommen.» «Ich habe mich endlich auf den Weg gemacht, um Euch herzlich zu danken», sprach Daniels Mutter, «Ihr habt meinem Sohn viel Liebes und so viel Gutes getan. Ich



Die Hosen lagen noch auf dem Bügelbrett, da Andi vom Vater Abschied nahm.

blonden Locken fuhr und dann über seine Augen.

Schliesslich kam der Bub mit Bügelfalten und seiner blauen Sabena-Tasche die Stiege hinab, das frischgewaschene Gesicht von neuen Tränen benetzt und wollte Martinas Hand nicht loslassen. Mutter und Tochter brachten ihn zu dem eleganten Wagen, halfen ihm auf dem hinteren Sitz Platz nehmen, steckten ihm noch Süßigkeiten zu: «Komm bald wieder, Andi, und gute Heimfahrt», rief ihm die Mutter nach, da der Wagen langsam wegfuhr und der Bub mit beiden Händen aus dem Fenster winkte. Bis der Wagen verschwand, waren die ausgestreckten Bubenarme, die hellroten Ärmel und das Winken zu sehen.

weiss nicht, wer sich so selbstlos und so geschickt seiner angenommen hätte.» Mutter Ursula wehrte mit beiden Händen und vielen Worten ab, brachte einen erfrischenden Trunk, holte Backwerk aus dem Buffet und setzte sich endlich an den Tisch, um zu erfahren, wie die Genesung Daniels Fortschritte mache. Die beiden Frauen, die sich früher nur in den Versammlungen des Müttervereins und bei ähnlichen Gelegenheiten getroffen hatten und eigentlich nicht viel voneinander wussten, sassen wie Freundinnen am Tisch. Von Daniel war zu berichten, dass der gebrochene Fuss immer noch Schmerzen bereite, aber doch gut ausheile. «Was mir Sorgen macht», sagte Frau Regina, «das ist sein Husten, der trotz all der vielen Mittel nicht

besser wird. Ich habe doch in meinem Haus die untere, die grössere Wohnung vermietet. Die Frau beklagt sich, sie werde jede Nacht geweckt. Er darf noch nicht arbeiten, schon wegen dem Fuss. Aber er humpelt an den Tisch und zeichnet und malt wie besessen. Nun hat ihm der Doktor eine Luftveränderung befohlen, mindestens zwei Monate. Wir haben wohl die Krankenkasse, aber wo soll ich das übrige Geld hernehmen.»

Die Mutter im Stalden hat ein gutes Ohr für die Leiden und gute Worte zum Trösten: «Der Allmächtige, der es gefügt hat, dass Euer Sohn zur Rettung der Buben ausersehen wurde, lässt ihn und Euch nicht im Stich. Das Vertrauen in seinen Willen ist mehr wert als alle Kassabüchlein der Bank. Zur rechten Zeit wird er Euch den Weg zeigen und die Mittel verschaffen. Je mehr Vertrauen, umso sicherer! Wenn heute die jungen Leute meinen, sie können alles aus eigener Kraft, das ist ein Irrtum, eine böse Plage, die über uns hereingebrochen ist und wird sich als solche erweisen, bald genug.»

«Der Holländer, der mit Daniel im Spital war», begann Frau Regina wieder, «dieser junge Fabrikantensohn telefoniert fast jede Woche und hat ihn eingeladen, zu ihm zu kommen. Ich weiss nicht recht, was ich davon denken soll, er möchte ihm die schönen Bilder der alten Meister in den Museen zeigen und ihm Zugang zu einer Kunstschule verschaffen. Aber so weit fort und ständig in Angst sein, weil er sich nicht schont. Sie wohnen nicht in der Stadt, haben ein Haus unweit vom Meer.»

Dann griff die Frau nach ihrem Paket und sagte: «Wie lange habe ich mir überlegt, und den Kopf zerbrochen und nachgedacht, was ich Euch als Zeichen meines Dankes bringen könnte. So bin ich auf die Idee gekommen, nach Mutters alten Rezepten Konfekt zu backen. Sie war eine Meisterin in allem, was auf dem Herd und im Backofen gedieh. Ich habe ihr als Mädchen geholfen und ihre Kniffe gelernt.» Damit hob sie den Deckel von der vierschrötigen, grossen Blechschachtel, aus der sich sogleich ein herrlicher Duft verbreitete.

Mutter Ursula wollte zuerst abwehren und sagen, das sei doch nicht nötig, aber das Backwerk stach ihr so köstlich in die Nase, dass sie sich mit Vergnügen daranmachte,

von diesem und jenem zu kosten. Dazwischen fand sie noch Zeit zu sagen: «Ich finde, die Einladung nach Holland, das ist doch gerade der Beweis dafür, dass für den guten Daniel gesorgt wird. Nur jetzt, da es doch auf den Winter zugeht, wäre wohl ein Aufenthalt im nebligen Norden kaum anzuraten.»

Aus der Kammer drangen verdächtige Geräusche. Vater Bernhard, der am Sonntag-Nachmittag gerne ein ergiebiges Nickerchen machte, schien erwacht zu sein. Die Kamertüre öffnete sich und seine breite Gestalt wurde für einen kurzen Augenblick sichtbar, verstrubbelt, mit blossen Füßen, in Hemd und Hosen. Bevor jedoch Frau Regina ihren Blick der Türe zuwenden konnte, zog sich der Schläfer wieder zurück. Daniels Mutter berichtete weiter: «Aus Zürich ist auch ein Mann und seine Frau bei mir gewesen, die Eltern von Albert, dem kleinsten von den drei Höhlenbuben, sie haben nun die Verwaltung eines Ferienhauses in den Bündnerbergen übernommen. Sie kamen wegen Daniel und wie sie sein Husten gehört haben, sagten sie, er solle zu ihnen in die Engadinersonne hinauf kommen, Platz sei genug, sie wollten ihn schon gehörig auffüttern.»

Lange musste sich Bernhard in seiner Kammer gedulden, bis das vertrauliche Gespräch der beiden Frauen ein Ende fand und der herzliche Abschied ihm endlich die Möglichkeit gab, seine Lebenskräfte mit einem Schluck aus der Flasche im Buffet aufzuwecken. Er war darob nicht eben gut gelaunt und hörte dem Erzählen seiner Frau nicht lange zu. «So, jetzt ist dann endlich Schluss mit dieser Höhlengeschichte», brummte er, «zuerst wird das ganze Haus von zu oberst bis zu unterst gekehrt, dann pilgern Frau und Tochter ins Spital, dass man nie weiss, wo man wen suchen muss und alle Arbeit liegen bleibt. Dann wird getratscht und geklatscht. Martina singt und jodelt. Ich hab die Ohren voll.» «Und ich würde dir jetzt raten, lieber Mann», sagte Frau Ursula vergnügt, «aus dieser grossen Blechschachtel ein Guetzli zu nehmen, so etwas Gutes hast du deiner Lebtage noch nicht zwischen den Zähnen gehabt.» Er aber warf nur einen verächtlichen Blick zum Tisch hinüber, tat einen Griff ins Buffetgängerli, zog dann umständlich den Halm aus einer Brissago und verjagte den herrlichen Duft mit seinem blauen Rauch.

Wenn aber der Ruedi vom Ennetacher auf den Stalden kam, der Kranzschwinger, dann vergass er Kuh und Gras, Melkzeit und Milchpreis, dann wurde vom Schwinget gesprochen und von den Jungen, die ruhmgekrönte und sieggewohnte Helden auf das Sägemehl warfen. Er selbst, in seinen jungen Jahren, hatte auf diesem nationalen Boden die hundert und hundert Zuschauer in Erstaunen versetzt.

Ein sonniger Winter im Engadin.

Wohl brausten im Herbst rauhe Stürme durch das Tal, bedeckten schwere Wolken den Himmel, zogen Nebelschwaden den Berghängen nach, aber kein Schnee blieb liegen, ein Flockenwirbel, ein Gusi und dann wieder graue Tage.

Im Engadin jedoch strahlte die Sonne auf die glitzernden Berge, in die weissen Mulden und auf den hartgefrorenen Schlittweg. Spuren von Reh und Fuchs, von Vogelkämpfen und Skifahrern durchzogen die weiten Hänge. In einem breitchigen Haus am Sonnenhang sass Daniel am Mittagstisch neben Albert, der mit roten Backen von der Schule heimgekommen war, neben Mirjam, seiner kleineren Schwester und Stefan, dem Jüngsten. Schon seit Wochen lebte er mit der Familie des Hausverwalters zusammen, half, wenn eine Gruppe Kinder das Haus bevölkerten, zeichnete und malte, wenn die Schar wieder ausgeflogen war. Die Hausmutter legte ihm die besten Stücke ihrer währschaften Kochkunst auf den Teller. Ihr Mann sorgte für Kurzweil, eine Partie Schach oder einen gemütlichen Jass, um die langen Abende zu verkürzen.

Daniel holte sich den guten Appetit auf ergiebigen Wanderungen. Der Arzt hatte ihm das Skifahren wegen seiner Schwäche im Fuss verboten, wohl aber ruhiges Laufen empfohlen. Wie gerne wäre er kreuz und quer durch die Landschaft geschweift, musste sich aber auf die angebahnten Wege beschränken.

An einem sonnigen Nachmittag stieg er gemütlich einen Zickzackpfad hinan, sah vor sich einen alten Mann schwerbepackt emporsteigen und fragte ihn, ob er ihm nicht die Last abnehmen könne. Der schnauzbärtige, ergraute Mann blieb erstaunt stehen und

sagte: «Nichts lieber als das», gab ihm Rucksack und Pakete und meinte, «das ist ein Glücksfall für mich. Meine Frau ist krank und so muss ich mir alles vom Dorf holen. Im Sommer ist das kein Problem, aber wenn jedes Haus mit Sportlern und Gästen überfüllt ist, haben die Geschäftsleute keine Zeit.» Bald aber verstummte der Mann, weil ihm auf dem steilen Weg der Atem fehlte.

Gemächlich sich dem Schrittmass des Alten anpassend, ging Daniel hinter ihm und sprach: «Ich wohne nicht weit von hier. Ich habe Zeit und gehe ohnehin oft spazieren. Ich kann Ihnen dann und wann etwas besorgen.» Erstaunt blieb der alte Mann stehen, schaute zurück und meinte: «Ein solches Angebot habe ich noch nie gehört. Ich wohne jetzt über zehn Jahre hier in meinem Haus. Meine Frau ist jünger und noch bei guter Kraft, ihr hat auch schon jemand geholfen, weil sie hübsch ist.» Dann setzten sie den Marsch fort und kamen über einen Hügelkamm direkt vor das Haus mit der breiten Veranda und dem weitausladenden Dach, braungebrannt von der Sonne, heimelig und wohlgeformt. Der Mann lud Daniel zu einem kleinen Trunk ein. Beide schlugen den Schnee von den Schuhen und wischten ihn sorgfältig mit dem bereitstehenden Besen ab. «Jetzt, da ich selber haushalten muss, putze ich meine Schuhe besser als vorher», meinte der Hausherr mit einem verschmitzten Lächeln, «kommen Sie nur herein, stellen Sie das Zeug in die Küche. Ich will zuerst nachsehen, wie es mit meiner Frau steht, dort ist die Türe.»

Daniel befand sich plötzlich allein in diesem fremden Haus und blieb vor Staunen mit Rucksack und Paketen stehen, überall, wo er hinschaute, sah er Bilder, Zeichnungen, Radierungen, Aquarelle, Porträte und Skizzen, von sicherer Hand hingeworfen, in Farben, die das Auge entzückten, freche, eindruckliche Landschaften und daneben Zeichnungen mit hauchdünnen, treffsicheren Strichen. Der junge Mann vergass in dieser Fülle geschaffener Werke die Pakete in seiner Hand und stand noch am selben Fleck, da der Hausherr zurückkam. «Sind Sie angefroren?» fragte er, «hier ist doch gut geheizt, kommen Sie, in meinem Atelier ist noch viel zu sehen, wenn Sie das interessiert.»

Und ob es ihn interessiert, den Daniel, der stundenlang in einem Kunstmuseum stehen und staunen konnte, der mit seinem Velo schon fünfzig Kilometer weit gefahren war, um mit einem jungen Künstler eine Nacht lang zu diskutieren, der seit seiner Schulzeit der Mutter in den Ohren lag, sie möge ihn doch an eine Kunstschule lassen. Nun sass er unvermutet bei einem erfolgreichen Maler, ein Glas tiefrot funkelnden Weines vor sich, hörte, wie er ihm die Bilder erklärte und plauderte, als ob er übergenug Zeit hätte. Erst mit dem dritten Glas in der Hand wagte Daniel zu sagen, dass er schon als Schulbub ständig mit dem Bleistift und dem Pinsel in der Hand die freien Stunden verbracht habe, wie Mutters Schlafzimmer mit seinen gelungensten Bildern tapeziert sei, damit sie endlich auf die Idee komme, ihn kunstgerecht ausbilden zu lassen. Jetzt sei er Maler, habe vor drei Jahren die Lehre abgeschlossen, streiche Fassaden an und Badezimmer, dann und wann dürfe er eine Schrift entwerfen, ein Ornament.

Von der Begeisterung des jungen Mannes überrascht, stellte der Künstler verfängliche Fragen, entlockte Daniel Urteile über Bilder, die bekannt und berühmt waren und auch einen Teil seiner Lebensgeschichte. Die Beiden achteten nicht auf den Sonnenuntergang. Beim Dunkelwerden zündeten sie drei Kerzen an und blieben sitzen, bis eine Stimme aus dem Schlafzimmer den Gatten an seine Pflicht gemahnte. Der Hausherr verschwand, kam aber bald zurück und sagte: «Meine Frau verdurstet und verhungert. Ich muss Sie leider verabschieden. Geben Sie mir ihre Telefonnummer. Ich werde Ihnen Bericht geben, wann wir wieder einkaufen müssen und was. Wenn Sie mir das Notwendige herauftragen, dann nehmen Sie die besten von ihren Arbeiten mit, dann sehe ich bald, ob ich Ihnen etwas beibringen kann.»

Mit überschwenglichem Dank und glück erfüllt schied Daniel von diesem freundlichen und hilfsbereiten Künstler, dem Haus voller Wunder und tappte geduldig durch die Dunkelheit und den knirschenden Schnee.

Seitdem war Daniel jede Woche zweimal in den Ladengeschäften des Kurortes zu sehen und mit vollem Rucksack auf dem Weg zum Künstlerhaus hinauf. Jedesmal, wenn er zögernd und ängstlich vor der Türe den Schnee

von den Schuhen wischte, dachte er an den Tag, da er zum ersten Mal mit seiner Mappe eigener Zeichnungen und Aquarelle gekommen war, sie inmitten der kraftvollen Bilder ausbreitete und nach langem, schweigsamem Durchblättern mit Herzklopfen die Worte vernahm: «Verflucht noch mal, junger Mann, Sie haben ja Talent!»

Dieses Glücksgefühl, die Liebe und Freundschaft, die er von der Familie Alberts erfahren durfte, die herrliche Luft und Landschaft, die lehrreichen Stunden beim Kunstmaler, dem er auch bei seiner Arbeit zuschauen durfte, förderten die Genesung, verjagten den Husten und die letzten Reste von Daniels Müdigkeit. Nebenbei half er im Betrieb des Heims und renovierte mit Vergnügen alle Schäden am Haus, strich die Fensterläden und verzierte sie mit Engadiner-Ornamenten. Er wollte die Gastfreundschaft nicht ausnützen, sondern auch einen Gegenwert zurücklassen.

Da er Abschied nahm und im Auto des Verwalters noch einmal zurückschaute, freute er sich über den flotten Anblick des Heimes, der sich in diesen Monaten stark verändert hatte, sich im Kleid der bunten Farben gediegen und dem Stil der Landschaft angepasst, präsentierte.

Ein Grind, wie ein prämierter Muni.

Aus der Winterlandschaft, aus Pflotschschnee und Föhnstürmen fuhr Daniel in grüne Täler hinab, an blühenden Kirschbäumen vorbei, in eine Blumenpracht, über alle Wiesen verstreut und vergeudet. Kam heim in Mutters Haus, sonnengebräunt, aufrecht und mit einer Kleidung, die ihm am Hosenbund und über die Schultern zu eng war. Früher als angemeldet trat er in das Haus, liess seinen Koffer hinter der Haustüre stehen und stieg die Treppe empor.

Frau Regina sass in der Stube über ihre Arbeit gebeugt, horchte auf und fühlte ihr Herz heftig schlagen. Das ist doch Daniels Schritt? Sie steckte die Nadel in die feine Stickerei, erhob sich, und schon flog die Türe auf.

«Mutter», rief der Sohn, kam mit weit-ausgespannten Armen auf sie zu, «Mutter, du allerliebste, ich bin gesund und wieder bei dir.» Nicht eine zärtliche Freundin, nicht ei-

ne hoffnungsvolle Braut vermag ihren Geliebten mit so viel Glückseligkeit und so inniger Liebe zu umfassen, wie eine Mutter, die lange Zeit auf ihren Sohn gewartet, ihm alle Gedanken und Gebete gewidmet hat und ihn nun ans Herz drücken kann. Ihre Hand glitt sanft über seine Haare im Betrachten seiner Augen, seiner Miene und über die Wangen. «Prächtig siehst du aus, mein Lieber, so sehr lieber Daniel», fand sie endlich Worte. Und wie Frauen sind, kümmern sie sich allso gleich um Durst und Hunger, eilen hinaus und zurück, bringen Glas und Geschirr, um ihre überquellende Freude hinter Ge-

Daniel wollte diese Wiedersehensfreude nicht trüben, wollte aber auch die Mutter nicht im Ungewissen lassen. Stunde um Stunde schob er die Eröffnung seiner Pläne hinaus, bis er endlich den Mut fand zu sagen, er werde nicht mehr in die Werkstatt seines Meisters zurückkehren. Von Holland habe er erneut eine dringliche Einladung erhalten und die Zusicherung bekommen, dass Herr Verlinden für seine Aufnahme in die Kunstschule gesorgt habe. Die liebe Mutter musste einen schweren Kampf in ihrem Innern bestehen. Nicht so sehr eine neue Trennung und lange Abwesenheit ihres lieben Sohnes



Frau Regina betrachtete gerührt ihren heimkehrenden Sohn.

schäftigkeit zu verbergen. Daniel liess all dies geschehen. Ihn gelüstete weder Braten noch Bier. Am liebsten wäre er jetzt mit seiner Mutter still am Tisch gesessen, um die Freude zu geniessen, die aus ihren Augen strahlte und um zu berichten und zu erzählen.

Die Pracht der Landschaft, die Schlittenfahrten, die Güte der Verwaltersfamilie, die Renovationsarbeiten am breiddachigen Haus, all dies bildete in seinen Schilderungen nur den Rahmen um die Begegnung und die vertrauten Stunden im Künstlerhaus. Die Mutter erzählte von ihren kleinen Erlebnissen im Dorf, das monatelang unter einer grauen Nebeldecke lag, vom Malermeister, der sich jede Woche nach ihrem Sohn erkundigt und auf seine Heimkehr wartete.

beängstigte sie, viel mehr die Sicht auf eine ungewisse Zukunft.

«Schau, Künstler und Kunstmaler sind heutigentags so viele, kämpfen um Ansehen und Arbeit. Wenn schon die Zeitung jede Woche von einer Ausstellung, jedes Jahr von der Verleihung eines Preises schreibt, nur wer ein Übermass an Talent und, ich möchte fast sagen eine brutale Durchschlagskraft besitzt, wird Anerkennung und auch ein gesichertes Leben haben.» Daniel liess seine Mutter reden, alle ihre Nöte und Bedenken aussprechen. Gerne hätte er ihr erwidert, davon erzählt, wie er seinen Drang, seinen unstillbaren Durst nach künstlerischem Schaffen nicht mehr bändigen, nicht mehr erwürgen könne. Wie er gerne auf ein gutes Einkommen, auf jede Bequemlichkeit, die Grün-

dung einer eigenen Familie verzichte, wenn er endlich seinen Anlagen entsprechend schaffen könnte. Er sprach nicht davon, hörte still zu, wie die Mutter wieder begann: «Bis jetzt habe ich aus der kleinen Pension und mit meiner Arbeit für uns zwei sorgen können. Der Zins aus der vermieteten Wohnung gleicht sich aus mit dem Geld, das ich der Bank für die Hypotheken zahlen muss. Seitdem du verdienst, hatte ich es ein wenig leichter. Nun soll das spitzige Sparen wieder beginnen und dazu noch deine Ausbildung eine Menge verschlingen, für ein Leben, das nur Not und Kummer bringt. Habe ich nicht genug Leid erfahren, meinen lieben Mann so früh verloren, jung und lebenslustig als unbeholfene Witwe zurückbleiben, um dir aufzuhelfen zu einem Glück. Du glaubst nicht, wie sehr ich mich auf meine Grosskinder freue, sie werden mir das verlorene Leben wiederbringen. Und jetzt redest du so.»

Auch harte Worte sprach die Mutter aus, von Undankbarkeit und Lieblosigkeit, sie bohrte sich in Gedanken immer tiefer in ihr Elend hinein, weil ihr die langersehnte Freude der Heimkehr mit diesen Plänen vergällt worden war. Es gelang Daniel nicht, seine Mutter zu besänftigen. Bis tief in die Nacht sassen sie beisammen bis er sah, wie ermüdet die Mutter war und wie sehr sich ihr Herzweh in ihren Zügen offenbarte.

Dann kam die Nacht, in der beide keinen Schlaf fanden, die Schläge der Turmuhr die Tiefe der Erschöpfung unterbrach und der Morgen mit Bangen erwartet wurde.

Schon anderntags kam der Meister, um Daniel zu begrüßen, rühmte sein flottes Aussehen, spottete über sein endlich erworbenes Bäuchlein und fragte, wann er ihn zur Arbeit einschreiben könne. Auch ihm waren Daniels Pläne unbegreiflich. «Ich weiss ja, dass du Talent hast», sagte er, «das habe ich dir immer zugestanden. Umso nötiger habe ich dich, für all die Arbeit, die ich im Bewusstsein angenommen habe, du kommst bald.» Da aber Daniel von seinem Vorhaben nicht abliess, brachte der Meister einen ganz unerwarteten Vorschlag: «Komm wenigstens am Vormittag, den Rest kannst du für dich haben, kannst in die Stadt fahren und in die Schule gehen, zeichnen bis Mitternacht.» Als Daniel auch dazu seinen Kopf schüttelte, geriet der Maler in Zorn: «Einen Grind hast du

wie ein prämierter Muni! Bringst noch deine Mutter ins Grab, du Doppelesel!»

Auch die weiteren schmeichelhaften Tiernamen nahm Daniel in Kauf und alle Bitten und Vorstellungen seiner Mutter. Er trug in sich die Gewissheit, dass er ihr nach kurzer Zeit all den Kummer und alle ihre Sorge mit Freude und Glück aufwiegen könne.

Wie man den Verstand verliert.

Im Stalden brachte ein verregneter Sommer viel Arbeit und Unmut. Ruedi, der Schwinger, kam, um zu helfen, blieb abends am Tisch sitzen, bis die Mutter vor Müdigkeit fast vom Stuhl sank, suchte mit allen Schlichen und Ränken mit Martina ins Gespräch zu kommen. Da er gewahr wurde, wie geschickt und beharrlich sie ihm auswich, wurde er zudringlicher. «Bist sonst nie so spröde und blöd gewesen, habe bisher immer ein vernünftiges Wort mit dir reden können. Was ist denn mit dir los, ist ein widerborstiger Teufel in dich gefahren?»

«Nicht dass ich wüsste», entgegnete Martina, «mir ist nur unbegreiflich, warum du dich mit einem so blöden Mädchen abgeben willst, du, der Grösste, der Stärkste, der Unüberwindlichste!» «Also auslachen willst du mich», trotzte Ruedi, «das könnte leicht gefährlich werden. Aber ich bin nicht rachsüchtig, weiss wohl, dass junge Mädchen das Lachen und Weinen im gleichen Säckli haben. Nur eins will ich dir sagen, schöner bist du nicht geworden, seitdem du so kratzbürstig bist.» Lachend erwiderte das Mädchen: «Ich danke dir für diesen Hinweis. Gerade heute habe ich in der «Ancilla» einen Artikel gelesen, wie man der Schönheit nachhelfen kann. Ich werde mich wahrscheinlich den Sommer durch mit Kosmetik befassen. So gegen den Herbst zu kannst du dann kommen und den Erfolg besichtigen.» «Und wenn ich früher kommen will?» fragte er. «Das ist ganz deinem freien Willen überlassen,» höhnte sie, «dann wirst du eben die selbe wüste Fratze wie heute antreffen.»

«Ich weiss nicht, warum ihr euch beide ständig zankt», fuhr die Mutter dazwischen und nahm Martina mit sich in die Küche.

«Jetzt, da wir um Ruedis Hilfe froh sein müssen, auf ihn geradezu angewiesen sind,

versäumst du keine Gelegenheit, ihn abzuweisen.»

«Mutter, ich gelobe mich zu bessern», flüsterte Martina demütig wie eine Klosterfrau, «ich werde jede Gelegenheit zu einem Streit vermeiden und bei jedem Auftreten des Schwingerkönigs schleunigst die Flucht ergreifen. Bist du so zufrieden?» «Mach keine Faxen, Kind» zürnte die Mutter, «die Arbeit wächst uns über den Kopf und du verscheuchst den besten Helfer. Hast du den Verstand verloren?» «Wahrscheinlich, Mutter» sagte Martina betrübt, «vielleicht beim Heuen oder im Tenn, Ruedi hat mich dort in seine starken Arme schliessen wollen, aber ich werde ihn suchen gehen» und huschte aus der Türe.

Auch der Vater war oft schlecht gelaunt. Weder der blaue Rauch aus der feierabendlichen Brissago, noch ein Gläschen Eigenbrand vermochten seine Stimmung zu heben. Breitspurig sass er am Tisch, die Feder in der Hand, vor einem halbbeschriebenen Blatt und rechnete. Für ihn war alles Schriftliche ohnehin eine ägyptische Plage. «Soll er doch heimkommen und selber nachmessen, der Lausbub, wenn er alles so genau wissen will. Muss ich wegen dem Lümmel halbe Nächte in der Stube hocken.» «Sprichst du von deinem Sohn», fragte die Mutter. «Ja, Oswald hat mir einen Brief geschrieben, sitzt im fetten Napf, verdient mit wenig Arbeit einen Schochen Geld und plagt noch mit dummen Fragen seinen armen Vater. Ich habe die grösste Lust, den Stalden zu verkaufen, soll er dann sehen, wie teuer er ein eigenes Heim bezahlen muss. Mich nimmt wunder, bis wann er endlich heimkommen will, wirft man einen Haufen Geld für die landwirtschaftliche Schule zum Fenster hinaus, damit er schon im ersten Jahr mit seinem Diplom verduftet.» «Du hast recht, Bernhard», stimmte ihm seine Frau zu, «statt lange zu rechnen, schreibe ihm einen netten Brief, steige einmal von deinem hohen Ross herab und gib zu, dass du ihn gerne hier haben möchtest und nicht jeden Sommer eine neue Sprache lernen wollest wegen den Fremdarbeitern. Du seiest auch bereit, ihn mit neuen Methoden schaffen zu lassen, aber mit Lümmel und Lausbub musst du den Brief nicht anfangen.» Und weil sie aus seinem finsternen Gesicht entnehmen konnte, wie sich sein

Unmut versteifte, wechselte sie zu einem andern Thema über und fragte: «Was habt ihr jetzt beschlossen wegen der Renovation der Kapelle am Bach?»

«Ein Gutachten», begann er zu schimpfen, «jetzt muss ein Gutachten eingeholt werden. Wenn man schon ein Jahr die Köpfe heiss geredet und endlich die Stürmi, die alles ausräumen und alle Bilder überstreichen wollen, gebodigt hat, muss noch einmal ein Kunstverständiger beigezogen werden. Der junge Kaplan, der scheint nur vor kahlen Wänden beten kann, wird noch seine Wunder erleben. Aus eigenem Sack wird er die Mehrkosten nicht bezahlen wollen. Aber der Pfarrer hat gesagt, um des lieben Friedens willen wolle man auf seinen Vorschlag eingehen. Ich habe auf den Tisch geklopft und bin deutlich geworden. Wenn das Wandbild im Chor wegkommt, sollen sie die Kapelle zumachen und den Schlüssel in den Brändigraben hinunterwerfen.» «Ist auch nicht recht», meinte Frau Ursula, «wegen einer Kapelle einen solchen Streit zu haben, einen sündhaften Zorn.» Aus bösen Augen blitzte Bernhard sie an. «Muss man wohl, wenn diese jungen Rebellen keine Ehrfurcht haben vor dem Alt hergebrachten, keinen Sinn mehr für das Schöne. Verstand haben sie nicht, aber Mähnen wie Löwen.»

Damit begann er wieder in dem Papier auf dem Tisch zu wühlen, fand einen Brief mit fremdländischen Marken und warf ihn der Mutter zu. «Siehst du, schon wieder ein Brief an unsere hübsche Martina. Zuerst kamen sie aus dem Bündnerland, vollgestopft wie eine Elsässergans, und jetzt aus Holland, Flugpost! Die nächste Serie wird aus Paris kommen. Weltweite Beziehungen hat unsere Tochter, das kann man sagen. Mich nimmt nur wunder, wo die arme Witwe das Geld hernimmt.»

Bernhard war gewiss nicht mit prophetischen Gaben ausgestattet, sogar in der Wettervorhersage hatte er meistens Pech, aber diesmal hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Im Herbst kamen Briefe aus Paris.

Im Herbst aber fand Martina keine Zeit mehr, die vielen Briefe zu beantworten. Die Tante, Mutters Schwester, die mit ihrem Mann im Dorf ein Lebensmittelgeschäft betrieb, erkrankte plötzlich. Nun musste sie jede freie Minute dazu benützen, ihr zu helfen.

Am Morgen nahm sie die Milch mit bis zur Strasse, dann fuhr sie in gestrecktem Tempo mit dem Auto ins Dorf, in die «Weite Gasse», um im Laden zu helfen.

Für Martina war dies keine ungewohnte Arbeit. Schon als Kind war sie gerne in dem Laden gestanden, hatte Onkel Peter und Tante Elisabeth Botendienste geleistet und mit besonderem Vergnügen an der Kasse mit den vielen Knöpfen manipuliert, dem vertraulichen Geplauder der Kundinnen und dem Dorfklatsch zugehört. Auch hier hörte sie viel von dem Streit über die Kapelle am Bach, und nicht nur die Meinung, die ihr Vater vertrat.

Viel zu reden gab auch der Bazar, der im nächsten Sommer zu Gunsten dieser Renovation durchgeführt werden sollte. Die Frauen berichteten von ihren Arbeiten, die sie bereits geleistet, von gestrickten Kindertschöpli bis zu bunten Bettüberwürfen, von bemalten Gläsern bis zu gestickten Lampenschirmen war alles schon vorhanden und zum Verkauf bereit. Eine wollte die andere übertrumpfen mit ihren Ideen, der Eifer fand keine Grenzen.

Mit Interesse wurde auch besprochen, dass eine auswärtige Kommission lange Beratungen in der Kapelle gepflogen habe, bei der Daniels Meister als ortsansässiger Fachmann ein grosses Wort gesprochen habe und mit dem Kaplan in Harnisch geraten sei. Diese Auseinandersetzung sei keineswegs der Würde des Ortes angepasst gewesen. Der Herr aus Bern habe sich jedoch an der urchigen Aussprache des Malermeisters köstlich amüsiert.

Auch Daniels Mutter kam in den Laden, war sehr erstaunt, Martina zu sehen. Da eben sonst niemand zu bedienen war, flüsterte sie dem Mädchen heimlich zu: «Daniel hat ein Stipendium bis zum Frühling erhalten. Aber dann, hoffe ich, kommt er bestimmt heim.» Das Mädchen gab nur zögernd Antwort. Es wusste nicht, was Daniel seiner Mutter alles schrieb. Frau Regina hatte ein freudiges Aufleuchten in des Mädchens Augen erwartet und war enttäuscht. «Komm doch einmal, wenn du eine freie Minute hast, zu mir», sagte sie, da eben wieder Kundschaft in den Laden kam. «Wie soll ich», gab Martina zur Antwort, «und wann? Daheim ist viel zu tun, hier kann ich nur das Nötigste helfen. Ich

muss mit jeder Minute rechnen und ständig hin- und herrennen.» «Also, auf Wiedersehen», grüsste Frau Regina und huschte, ihr Körbchen am Arm, aus der Türe.

Der Vater im Staldenhaus war über Martinas Abwesenheit gar nicht erfreut. Er erkundigte sich jeden Tag, bis wann die Tante endlich wieder bei Kräften sei, meinte, mit einem kräftigen Schluck Kräuterschnaps wäre sie schon längst wieder auf den Beinen und gesund, aber natürlich, das Weibervolk müsse genau nach des Doktors Pfeife tanzen, teure Pillen schlucken und fühle sich erst wieder besser, wenn es eine geschmierte Rechnung bezahlen könne. Da nütze jeder gute Rat einen Dreck. Er ärgerte sich über die Arbeit, die liegen blieb, und weil er Martina nicht nach Lust und Laune zu jeder Zeit herpfeifen konnte.

Um diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, setzte er sich eines Abends mit Tinte und Feder an den Tisch und schrieb einen Brief: «Lieber Oswald! Ein Architekt ist dagewesen. Er will mir am unteren Hang einen breiten Riemen Land abkaufen und sogenannte Terrassenhäuser darauf bauen. Er zahlt einen rechten Preis. Ich habe gesagt, ich wolle zuerst mit Dir reden. Wenn du einverstanden bist, dann schreib, sonst komm und schau Dir die Pläne an. Viele Grüsse, Dein Vater.»

Zwei Tage später telefonierte Oswald nach Hause. Die Mutter war allein daheim, hörte mit Staunen, was ihr Sohn von einem Landverkauf und einem Architekten berichtete und sagte, sie wisse nichts davon. Der Vater sei kürzlich bis spät in der Nacht im Dorf gewesen und habe darnach schlecht geschlafen, sonst wisse sie nichts.

Am Sonntag nach der Kirche stand Oswald vor der Türe im Stalden. Ein stattlicher, junger Mann, breitschultrig, mit offenem, geradem Blick aus braunen Augen. Eine kurze Pfeife keck im Mundwinkel kam er in die Stube, schaute dem braunen Holztäfer nach und auf das Büffet mit den verzierten Türchen und sagte: «Hat auch seinen Reiz, ein schönes, altes Haus. Sieht man erst, wenn man eine Zeit lang in einem langweiligen Neubau gewohnt hat. Guten Tag miteinander!» Vater Bernhard brummte ein Guttag. Martina eilte auf ihn zu und begrüßte ihn voll Freude. Die Mutter kam aus der Küche,

trocknete die Hände an ihrer Schürze und schaute ihn bewundernd und forschend an: «Ist das nun doch wahr geworden, dass du wieder einmal kommst. Ich hab's nicht recht geglaubt. Gut, dass ich gerade heute ein Mittagessen gekocht habe, das dir schmeckt. Komm sitz!»

Martina rutschte auf der Wandbank näher dem Vater zu und liess ihren Bruder dort Platz nehmen, wo er früher immer gesessen hatte. «Was ist mit dem Land?» fragte Oswald, «was ist das für ein Architekt? Wieviel will er?» Vater Bernhard betrachtete seine Brissago, die nicht brennen wollte, steckte sie wieder in den Mund, zog und blies, drückte an ihr herum und sagte endlich: «Davon reden wir später. Iss zuerst und trink, oder willst du schon wieder fort?» «Nein, ich bin nicht so weit hergereist, nur für ein paar Minuten», entgegnete der Sohn, «aber auf den Abend muss ich wieder zurück. Ich habe gedacht, wir könnten vor dem Essen noch auf die untere Matte gehen.»

Martina sah, wie der Vater seinen Kopf schüttelte und meinte: «Zuerst müssen wir doch jetzt wissen, wie es dir geht. Hast du einen Schatz?» Lachend und verschmitzt sagte er: «Ja, einen Roten!» In diesem Augenblick kam die Mutter mit Tellern und Besteck herein. «Was höre ich? Du hast eine Rothaarige. Jetzt weiss ich, warum du nicht mehr heimkommen willst.» «Aber am Werktag ist sie schwarz», erklärte Oswald, «schwarz wie die Nacht.» Martina sprang von ihrem Sitz hoch. «Hilf, Himmel! Eine mit Perücke. Das wird ein modernes Tüpfli sein, mit der kannst du ruhig im Thurgau bleiben.» Mit erhobenem Finger sprach er feierlich: «Nein, keine Perücke. Und eine Haut hat sie, wie ein Pfirsich so zart und fein.» «Am Werktag auch», fragte das Mädchen. «Am Werktag habe ich sie noch nie betastet» meinte er. «Ja, jetzt hör aber auf», fuhr die Mutter dazwischen, «was ist sie denn von Beruf?» «Ein ganz seltenes Exemplar, im ganzen Thurgau und bis auf Zürich zu ist keine zweite zu finden», tat er geheimnisvoll, «wenn ihr mir versprechet, kein Wort zu verraten, will ich es sagen. Sie ist Kaminfegerin.» Aufatmend sagte die Mutter: «Dann ist sie wenigstens an den Dreck gewöhnt.» «Bring sie her», lachte der Vater, «unser Kamin ist voll Russ, in der Küche

hockt der Rauch bei Föhnwetter in Schwaden. Sie kann gleich morgen anfangen.»

Mit diesem heiteren Gespräch hellte sich die Stimmung auf. Das Mittagessen verlief in vertrauter Gemütlichkeit. Es war, als ob Oswald nie fortgewesen wäre, nie ein Streit mit dem Vater bestanden hätte und alle bösen Geister für immer verbannt wären. Nach dem schwarzen Kaffee gingen die beiden Männer einträchtig über Land und liessen Mutter und Tochter mit tausend Fragen zurück.

Heiliger Florian, behüte uns vor Feuersbrunst.

Der Winter hielt Einzug. Martina blieb mit ihrem Wagen oft im tiefen Schnee stecken, der schon im November fiel und seine Herrschaft bis über die Fastnacht hinaus rauh und kalt verteidigte.

Der Föhn brach ins Tal. Stürme rissen Äste aus den Bäumen und tobten bange Nächte lang, bis das Grün Tag um Tag näher an den Bergwald hinauf rückte. Keine Kaminfegerin kratzt den Winterruss aus den Kaminen, kein Architekt stellte Profilstangen auf, aber Oswald kam mit Sack und Pack auf den Stalden und griff wacker zu.

Nun konnte Martina halbe Wochen lang in Tante Elisabeths Laden stehen und ohne hastiges Hin und Her dem Onkel helfen. Immer noch sprachen die Frauen von ihren Arbeiten für den Bazar, aus dem sie einen zünftigen Betrag für die Renovation der Kapelle am Bach herauswirtschaften wollten. Frau Regina hatte sich anboten, alle Frauenarbeiten in ihrem Haus zu sammeln. Sie war jetzt viel auf der Strasse und im Dorf zu sehen und schleppte schwere Pakete in ihren Estrich hinauf.

Im Mai sollte der grosse Rummel beginnen. Im Mai auch liess Martina im Schrecken einen Papiersack voll Eier zu Boden fallen, weil Daniel plötzlich vor ihr im Laden stand. «Jesses, Maria!» und schon schlugen sie die Köpfe zusammen, weil beide sich bückten. Mit Schalen und Eigelb an den Fingern standen sie da, den Blicken gwunderiger Kunden ausgesetzt und mussten zuerst hinter dem Vorhang verschwinden, bevor sie sich die Hand reichen konnten. Daniel wartete geduldig, bis sich die Leute verzogen, dann sag-

te er: «Gut siehst du aus, Martina, hübsch bist du geworden, eine Freude, dich anzusehen.» «Und du hast endlich auch etwas Form angenommen», sprach das Mädchen und mass ihn mit prüfenden Blicken, «ein Lausbub bist du immer noch. Schreibst mir seitenlange Briefe von Kunst und schönen Bildern, aber kein Wort davon, dass du heimkommst und wann.»

«Gestern in der Nacht bin ich angekommen, zu spät, um mit der Mutter ein Wiedersehen zu feiern. Heute abend kocht meine Mutter ein Festessen, und dich möchte ich jetzt dazu einladen. Ist es dir möglich, gleich nach Ladenschluss zu kommen? Das wäre für uns beide eine grosse Freude.» Martina legte nachdenklich ihre Stirne in Falten, schaute auf ihre Schürze und Schuhe und sagte dann: «Wenn ihr mich nehmt, wie ich bin. Ich habe keine andern Kleider da.» «Ich werde auch nicht in Gala am Tisch sitzen, mein Liebes» entgegnete er, «wenn du in dieser Schürze kommst, umso besser, dann besteht keine Gefahr, dass edle Falten zerdrückt werden.»

Nach dem Mittagessen fuhr Martina in sträflichem Tempo das Tal und den Weg zum Stalden hinauf, rief der Mutter zu: «Ich muss schnell etwas holen und komme heute nicht», und schon flog sie die Stiege hinauf, kramte aus Schublade und Schrank, was ihr passend schien, füllte einen Koffer und rannte aus dem Haus.

Mühsame, unentschlossene Kunden bedienen, die Eigenarten der verschiedenen Produkte erklären, anzuraten, was für einen zarten Magen bekömmlich, für einen heiklen Mann geniessbar, für eine zuckerkrankte Grossmutter zuträglich sei, das war weiter nicht schlimm. Aber Kolonnen von Zahlen zusammenzählen, das wollte an diesem Nachmittag Martina nicht gelingen. Auch vor dem Spiegel stiess sie auf Schwierigkeiten. Die Haare wollten nicht dem Kamm gehorchen, liessen sich nicht in hübsche Wellen legen. Die zappeligen Finger erreichten, trotz dauerndem Stupfen und Stossen, einfach kein zufriedenstellendes Bild. «Basta», sagte Martina energisch zu dem Strubbelkopf im Spiegel und zeigte ihm die Zunge, warf das Frisiermännelchen im Schwung auf das Bett, schlüpfte in die Schuhe und trippelte die Stiege hinab.

«Heiliger Sankt Florian, behüt mich vor Feuer und Brand», sagte sie halblaut vor sich her, «ist ja alles verkehrt, statt er zu mir, geh ich zu ihm, aber Gott helfe mir, ich kann nicht anders.»

Frau Regina steht oben an der Treppe, die Martina klopfenden Herzens, aber bemessenen Schrittes emporsteigt, eine Frau von Würde in schlichtem, gediegenem Kleid. Sie beklagt sich nicht, weil Martina all die Monate nie zu Besuch gekommen ist, begrüsst sie herzlich und führt sie in die Stube, wo der Tisch mit schönem Porzellan gedeckt und mit Blumen geschmückt ist, lädt sie ein, Platz zu nehmen und entschuldigt sich, weil Daniel noch nicht da sei. Sein ehemaliger Meister sei gekommen und habe sich nicht abweisen lassen. Sie habe die beiden in ihr Arbeitszimmer komplimentiert, dort rede er wie ein Advokat.

Dann beginnt sie davon zu sprechen, wie der Bazar gestaltet werde, und dass Daniel die Dekorationen für die Stände, Trink- und Essstuben übernehmen solle, zeigt hübsche Handarbeiten und eilt in die Küche.

Endlich sind Männerstimmen zu vernehmen, die sich umständlich und freundschaftlich verabschieden und dann ein paar gewichtige Schritte, die Türe geht auf und Daniel kommt mit glücklichem Lachen herein: «Guten Abend, liebe Martina, ich habe doch bis zuletzt gezweifelt, ob du kommen wirst. Jetzt freue ich mich über alle Massen» und auf die vollen Gläser schauend, «habt ihr schon getrunken, komm, wir stossen an. Auf dein Wohl und auf dein Glück.»

Das Kelchglas in des Mädchens Hand zittert ein wenig, doch der Klang ist hell und klar. Ein Schluck, ein offener, froher Blick und jäh durchzuckt das Mädchen der Gedanke: «Diese Augen habe ich das letzte Mal im Fieber gesehen und seither keinen Tag vergessen.»

Eine vorzügliche Köchin war Frau Regina, herrlich duftete der Braten, köstlich schmeckte die Sauce und die Creme zum Dessert war ein Gedicht. «Wir haben noch Silber und Gedeck aus der Zeit, da mein Mann gelebt und mir immer wieder ein Geschenk heimgebracht hat», sagt Frau Regina mit Wehmut. Dann beginnt sie zu erzählen, wie ihr Mann damals das Haus mit dem

Stück Land gekauft und gesagt hat: diese Liegenschaft soll dir deiner Lebtag Rückhalt und Sicherheit sein.» So, als hätte er geahnt, wie früh er von ihr gehen müsse. Ein Lebensglück, wie es verheissungsvoller nicht hätte sein können und ein jäher Bruch, der ohne jede Vorahnung alles zerstörte, breitet sich in diesen Berichten vor Martina aus. «Daniel war sechs Jahre alt, hatte schon damals ständig einen Stift in der Hand und ein Blatt Papier vor sich. Für eine teure Ausbildung reichte meine kleine Pension nicht aus, knapp für eine Lehre und für die hundert und hundert Bücher, die er sich in der Bibliothek ausgeliehen hat. Jetzt kann er brauchen, was er durch Tage und Nächte gelesen hat.»

Martina lauschte mit Staunen und hätte bis in die tiefe Nacht zuhören können, so gut verstand die Mutter zu erzählen. Mit feierlichem Klang schlägt die Uhr die neunte Stunde. Frau Regina stellte eine neue Flasche Wein auf den Tisch und trägt das Geschirr hinaus. Martina erhebt sich und will ihr in der Küche helfen. Energisch wehrt die Mutter ab: «Das hat Zeit bis morgen. Ich muss jetzt noch in den Estrich hinauf, Ordnung schaffen in den vielen Schachteln, so viel haben mir heute die Frauen für den Bazar gebracht.» Sie verabschiedet sich. Dann sind nur noch ihre Schritte zu vernehmen und hie und da ein leises Poltern von oben.

«Und ich dummer Tropf», sagt Martina, «habe doch eine Schachtel Konfekt mitgebracht und habe sie draussen stehen lassen.» «Welch ein Unglück», spottet Daniel, geht auf sie zu, nimmt ihren Kopf sachte in seine Hände und gibt ihr einen lieben Kuss. «Du Liebes, du», flüstert er, «wie lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet. Jeden Brief, den du mir geschrieben hast, habe ich geküsst, aber deine Lippen habe ich noch nie erlebt. Sie sind herrlich!»

Martina vergisst den heiligen Florian nochmals anzurufen, sie wehrt dem Feuer nicht, das sie durchflutet. Sie legt ihm ihren Arm um seinen Hals und küsst ihn voll Innigkeit. Dann erwacht sie aus dem Taumel, schrickt zurück und sagt: «Wie kann das geschehen? Ich kenne dich ja kaum. Die eine und einzige Nacht daheim mit deinen Fiebern und meiner Angst. Seither ist so viel Zeit vergangen. Du hast ja damals die Augen nie recht aufmachen können, hast kaum gewusst, ob mei-

ne Mutter oder ich an deinem Bett gesessen ist. Ist denn bei dir auch in jenen Stunden so viel geschehen?»

«Ich habe deine Güte empfangen und dann deine Liebe erfahren. Wie habe ich mich im Spital nach deinen Besuchen gesehnt, Stunden gezählt, bin in der Nacht wach gelegen in der Hoffnung, vielleicht kommst du morgen. Nie konnten wir ein vertrautes Wort allein miteinander reden. Wie habe ich mit Bangen gewartet, bis du mir auf meinen Brief die erste Antwort gegeben hast. Durch tiefen Schnee bin ich mit meinem schmerzenden Fuss dem Briefträger entgegen gegangen.» «Aber warum hast du mir denn nie ein einziges Wort gesagt? Bist nie auf den Stalden gekommen und ohne ein Zeichen zu geben, nach Holland gefahren?» klagt Martina. Um diesen Fragen ein Ende zu setzen, verschliesst er ihr den Mund mit seinen Lippen, zieht sie an sich, achtet nicht auf die edlen Falten an ihrem Kleid, nicht auf die schwelenden Flammen der drei Kerzen auf dem Tisch. Dann erst gibt er ihr Antwort: «Weil ich es nicht gewagt habe. Weil ich es nicht durfte. Meine Zukunft lag in dichtem Nebel. Die Krankheit, die Ungewissheit über mein Können. Auch heute noch weiss ich nicht, ob ich Erfolg haben werde, mich durchsetzen kann. Aber heute weiss ich gewiss, dass meine Liebe zu dir nie mehr vergehen wird. Sie ist in den Bergen, im Luxus der Holländer, in den Erlebnissen der Weltstädte immer nur gewachsen, stärker und brennender geworden und jetzt kann ich nur noch in deiner Nähe leben. Mehr kann ich dir nicht sagen. Ob du den Mut hast, ob du mir glauben kannst, ob du an meiner Hand in diese ungewisse Zukunft hineingehen willst, das wage ich heute nicht zu fragen.»

«Du Lieber, du» flüstert das Mädchen und streicht ihm sänftiglich über die Wangen und die Augen, «ich weiss es nicht. Das alles kommt ja so unvermittelt, so überstürzt. Du hast mir in deinen Briefen von deinen Lehrern geschrieben, von deinen Fortschritten, von deinen Freunden und von der Kunst. Ich weiss nicht, was du planst und wie du bist. Wie dich der Zorn übermannt, wie du deine Freude erlebst. Heute, ja, habe ich das zum ersten Mal gesehen und erfahren. Schön ist das ...»

Ihre Worte ertrinken in seiner Zärtlichkeit, die alles Reden überflüssig macht.

Im düsteren Zelt der Wahrsagerin.

In des Malers Werkstatt sind die Wände mit Leinwand behängt, mit Papier beklebt, Bretterwände stehen umher. Daniel malt Sennen und Kühe, Geissen und Schweine, Alpauflahrt und Kilbitanz, Landschaften mit Gletschern und Alpen, Kinderreigen und Gespenster, Drachen und Teufel. Noch nie hat er so grosszügig malen, der Phantasie freien Lauf lassen, seine Zeichnungen auf solche Grösse übertreiben können. Zuerst ist er geradezu erschrocken, hat sich zu sehr in genaue Einzelheiten verloren. Aber schon am

Eröffnung ging ein Raunen durch das Dorf, das seinen Künsten galt.

Dann, am Freitag abend strömten die Leute herbei, durchschnausten die Stände, füllten die Tische und die Kassen, kauften, feilschten, tranken und tanzten, bis schliesslich mit Gewalt und Zureden Feierabend erzwungen wurde.

Auch am Samstag und Sonntag kamen Scharen herbei, aus Nachbardörfern und sogar aus der Stadt. Die Freude, ein solches Fest mit wohltätigem Zweck in vollen Zügen zu geniessen, begann zu überborden. Viele Stände waren sozusagen ausverkauft. Neue Ladungen von Getränken wurden hergefahren. Das Jauchzen und Johlen drang bis in



In seines Meisters Werkstatt malte Daniel Gespenster, Drachen und Teufel.

zweiten Tag gelang ihm die Beherrschung der Flächen. Mit wahrer Lust liess er die Pinsel schwelgen.

In der Nacht geisterten Figuren vor seinen Augen, bekam er neue Einfälle und Ideen, die er dann am frühen Morgen in Skizzen zu Papier brachte. Er malte ein Tor, als Eingang in den Rummelplatz, ein sechsspänniges Fuhrwerk für die Bierstube, Neger in der Kaffeehalle mit Palmen und wilden Tieren. Zuschauer umstanden seine Arbeit. Aufmunternde Worte und erfrischende Tranksame fehlten nicht. Am meisten aber freute ihn das Interesse der Männer und Frauen, das Stauen der Kinder und das verwunderte Urteil der Leute über sein Können. Schon vor der

die hinteren Gassen.

Von der Geisterstunde an wurde jeweils im äussersten Winkel ein Zelt geöffnet, in dem eine als Hexe maskierte, bucklige Frau sass und mit Handlesen und Kartenlegen für einen Fünfliber in die Zukunft schaute. Da es sich nur um einen schaurigen Scherz handelte, wagte sogar der Herr Kaplan in das düstere Zelt einzudringen.

«Huh, huh, ich sehe schwarz», sagte die krächzende Stimme», den Kopf tief über seine Hand gebeugt, forschte die Bucklige in deren Linien, «ein Stein, gross wie ein Heugaden wird Ihnen vor die Füsse geworfen. Sie können nicht ausweichen, nicht links und nicht rechts und nicht darüber hinweg. Huh, Huh, o Graus und Schrecken, Sie werden er-

drückt. Die Heiligen treten aus einem Bild, kommen auf Sie zu. Sie müssen sie anflehen und bitten, damit sie Ihnen helfen, damit Sie aufstehen und fliehen können.»

Dem Malermeister verkündete sie ein grosses Unglück. Er werde einen tüchtigen Handwerksmann verlieren. Wenn er ihn aber im Frieden und in Freundschaft entlasse, dann werde er von diesem noch grosse Gunst erfahren.



Unermüdlich spielten die Musikanten, unersättlich waren die Tanzenden.

Ruedi, dem Meisterschwinger, flüsterte sie zu: «Sie haben einer Bauernfamilie in Not beigestanden, darum werden Ihnen böse Strafen gemindert. Huh, Huh, ich sehe den Stolz, der Sie zu Fall bringt und Mädchen, die wegen Ihren Versprechungen jammern und weinen, dafür wird Ihnen einmal Ihre Frau das Gesicht zerkratzen. Eine Brille wird Ihre Augen schützen, weil Sie in Ihrer Jugend auch Gutes getan haben, sonst würde Ihnen das Augenlicht ausgelöscht.»

Daniel bekam für seinen Fünfliber einen besseren Bericht: «Hexen haben um Sie gestritten, junge, hübsche, in Mini-Röcken. Teufel sind Ihnen nachgerannt, auf den Rücken gesprungen. Ich sehe eine grosse Stadt, die Nacht hell wie ein Sonnentag, die Strassen voll von Menschen, die aus dem Theater kommen, aus den Lustgärten und tiefen Kellern. Sie selbst fliegen auf, schweben durch die Luft, sind gerettet. Die Treue eines Mäd-

chens hat für Sie Erbarmen gefunden in fürchterlicher Gefahr.»

Unermüdlich die Spielleute, froh und liebenswürdig die Kellnerinnen, unersättlich die Durstigen und Tanzenden, wenn schon die Füsse in den engen Schuhen schmerzen, der Kopf brummt und die Mütter mahnen. Der letzte Bissen, der letzte Takt, der letzte Schluck wird genossen und dann erst noch eine Brissago angezündet auf dem Heimweg.»

Wie die weisen Männer zu einem Beschluss kamen.

Auch im Stalden wird in den nächsten Tagen von Daniels Kunst gesprochen. «Solche Bilder hat man ja noch nie vor die Augen bekommen», rühmt die Mutter, «wer hätte das gedacht. Und dazu noch ein Hiesiger. Hast du die Alphütte gesehen und die Kühe davor, Bernhard, mich hat es geradezu auf einen Berg gelockt. Und die Spielleute mit Klarinett und Bass, den Alphornbläser und den Urirotstock über dem gischtenden See. Ist ja nicht zum Glauben, und vor Kurzem erst soll er heimgekommen sein.»

Ihr Mann aber stimmte nicht in ihre Begeisterung ein. «Was ist das schon, jetzt ist die Hälfte davon schon auf dem Güselhaufen. Und was hat er dafür bekommen? Ein Lobliedchen vom Komitee, ein paar Batzen, ein Trinkgeld! Darnach muss er wieder schauen, wie er Arbeit bekommt, am Hungertuch na-

gen, von der Röhre Wasser trinken, hat kein Geld für einen rechten Tabak. In einem Monat ist die ganze Kunst vergessen.»

«Du, Vater, der Rauch aus seiner Pfeife duftet entschieden besser als dein Brissagoqualm», wehrte sich Martina, «feinster Holländer, direkt vom Fabrikanten.» «Du musst es ja wissen», brummte der Vater, «vielleicht hat er dir ein Muster von seinem Rauch per Flugpost zugeschickt.»

Wenn aber der Bauer vom Stalden glaubte, Daniels Malerei sei in drei Wochen vergessen, dann musste er an der nächsten Sitzung der Renovationskommission das Gegenteil erfahren. Die Erhaltung des Chorwandbildes in der Kapelle am Bach war nach Eintreffen des Gutachtens gesichert. Es wurde darin sogar die Vermutung ausgesprochen, unter der Malerei befinde sich ein früheres Bild, das bedeutend wertvoller sei.

Nun mussten die weisen Männer am Tisch beschliessen, wer mit der Erneuerung zu beauftragen sei. Theobald, der Malermeister war dafür, einen Versuch mit Daniel zu wagen. Nicht zuletzt, weil seine Mutter für den Bazar über ein Jahr selbstlos gearbeitet habe. Der Pfarrer hatte bereits einen andern bekannten Namen in Vorschlag gebracht und wies daraufhin, dass das Risiko zu gross sei, einen Anfänger daran arbeiten zu lassen. Der Kaplan äusserte sich zu dieser Frage nicht, weil er immer noch einer Kapelle ohne farbigen Schmuck den Vorzug gab. Der nächste Nachbar der Kapelle, der dort auch den Sigristendienst versah, redete für Daniel: «Viele Leute haben sich geärgert, weil in der Bierhalle die Pferde zum Teil blaue Schwänze gehabt haben. Heutigentags muss man mit einem Künstler zufrieden sein, wenn man Kuh und Geiss unterscheiden kann. Was Daniel dort gemalt hat, hat mir gefallen. Ich meine immer, wenn man einem hiesigen den Verdienst geben kann, dann spürt man es auch bei den Steuern und so einem kann man, noch besser den Preis hinunterdrücken als einem Maler mit berühmtem Namen, die sollen ja ganz korrupte Forderungen stellen.»

Es kam zur Abstimmung. Bernhard vom Stalden brachte es nicht übers Herz, seine Hand zu erheben. Trotzdem siegte des Sigristen Vorschlag und seine Argumente unter der Bedingung, dass ein richtig gelernter Künstler weitermachen solle, wenn der Ver-

such mit Daniel die Anwesenden nicht zufriedenstelle. Um die Auslagen zu mindern, könne Daniel von den umliegenden Familien an die Kost genommen werden.

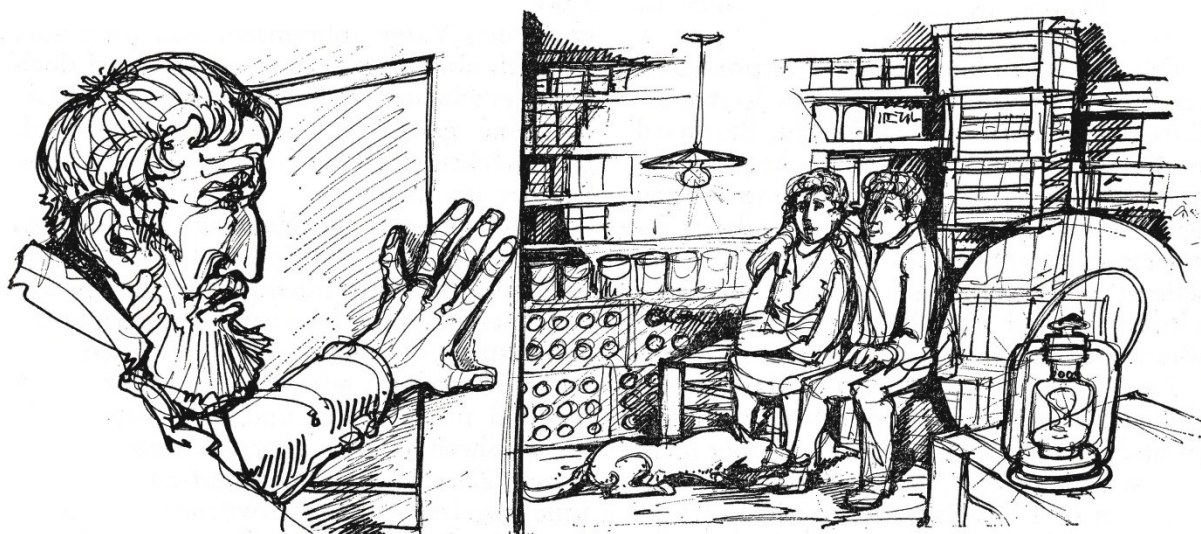
Der Malermeister Theobald war über den Ausgang der Abstimmung beglückt, betonte aber ganz energisch, Daniel habe bei ihm eine kunstgerechte Lehre erhalten, das bezeuge schon das hervorragende Abschlusszeugnis und er verwahre sich gegen Ausdrücke, wie sie soeben gefallen seien. Bernhard brummte auf dem Heimweg vor sich her: «Von mir aus kann er ringsum an die Kost gehen, auch wenn er sieben Monate an dem Bild zu malen hat, auf den Stalden kommt er mir nicht.»

Also begann der junge Kunstmaler in der heimeligen Kapelle am Bach mit seiner Arbeit an der oberen rechten Ecke des grossen Bildes, wo die Feuchtigkeit ohnehin bereits Schaden angerichtet hatte, durfte er seine Tüchtigkeit beweisen. Am Tag, nachdem das Gerüst erstellt war, entdeckte Daniel nach sorgfältigem Untersuchen, dass sich andere Farben, von besserer Hand unter der Ober-schicht befanden. Er zügelte seine Neugier und zeichnete zuerst das ganze Bild mit möglichst genauen Einzelheiten auf Papier, damit später die Unterschiede in der Strichführung festgestellt werden könnten. Nicht nur die gewichtigsten Persönlichkeiten der Renovationskommission, auch Kinder und Frauen kamen und schauten ihm bei seiner Arbeit zu. Sogar ein Lieferwagen mit dem Firmennamen von Martinas Onkel und der Aufschrift «Lebensmittel, Delikatessen», stand längere Zeit im Schatten des breiten Turmes. Es kam vor, dass Martina auf das Gerüst kletterte und einträchtiglich neben Daniel sass und den aufregenden Entdeckungen zuschaute.

Als Daniel wieder einmal einen Wagen ankommen hörte und durch das hohe Fenster blickte, sah er, dass es nicht ein blauer Kastenwagen, sondern eine langgestreckte Luxuslimousine war. Ein hochgewachsener Herr in hellem Anzug betrat die Kapelle und setzte sich in eine Bank. Daniel achtete nicht weiter auf ihn, er war sich an Zuschauer gewöhnt. Nach einiger Zeit stiefelte der Besucher in der Kapelle umher und kam in den Chor, um die Arbeit genauer zu verfolgen, stieg sogar die Leiter hinan. «Geben Sie acht», warnte der Maler, «Sie beschmutzen

sich ihr Kleid.» «Darf ich näher kommen?» fragte er. Daniel nickte und fuhr mit seiner Arbeit fort. Der fremde Mann betrachtete interessiert das freigelegte Bild und verfolgte jede Bewegung der sorgfältig arbeitenden Hand. Es entspann sich ein Gespräch, das von langen Pausen unterbrochen wurde. «Prima, wie Sie das machen.» «Fachmann?» «In gewissem Sinne schon.» «Verflucht heikel.» «Braucht gute Nerven.» «Eigentlich früh, das alte Bild.» «Mittelalter.» «Wenn Sie so sorgsam weitermachen, dauert das eine Ewigkeit.» «Ich nehme mir Zeit.»

schnuppernd, lief schneller und war plötzlich, wie vom Boden verschluckt, verschwunden. Bernhard rief ihn mit seinem Kommando. Kein Laut und kein Hund, so oft er auch die Lippen spitzte. Ungeduldig schritt er weiter, bis er den Platz vor sich sah. Nirgends eine Spur von Schnuizi. Bernhard kehrte wieder in die Gasse zurück und entdeckte eine Türe und eine Kellerstiege, sah herauf schimmerndes Licht und stieg die Stufen hinab. «Willst dir einen Knochen holen», dachte der Bauer, «ist sonst nicht deine Art.» Er sah eine halboffene Türe, drückte sie



Vater Bernhard stiess die Kellertüre auf.

Schliesslich stieg der Herr wieder die Leiter hinab und sagte: «Hat mich sehr interessiert. Komme vielleicht später wieder. Wünsche guten Fortschritt. Auf Wiedersehen!» Daniel nickte ihm zu und dachte: «Da wette ich eine Nuss gegen eine Kuh, das war ein Experte. Eh nun, er hat mir wenigstens nicht hineingepfuscht.»

Was im kühlen Keller und in Oswalds Kammer geschah.

Einige Tage darnach ging Bernhard mit langen Schritten durchs Dorf, machte seine Geschäfte, von Schnuizi begleitet und heiteren Sinnes, trank in der Wirtschaft sein Bier und auch einen Kräuterschnaps, freute sich, dass er unbekümmert um sein Vieh und ohne Eile seine Besorgungen machen konnte, weil Oswald daheim für alles sorgte. Beim Znacht ging er durch eine Gasse. Schnuizi trippelte vor ihm her, mit der Nase am Boden

auf und blieb stocksteif stehen. Der Keller war voll von Gebinden mit Getränken, Kisten und Harassen und auf zwei solchen sassen seine Tochter und der Kunstmaler gemütlich beisammen, der männliche Arm auf den weiblichen Schultern ruhend und Schnuizi vor ihren Füßen liegend.

Bernhard hatte nicht daran gedacht, dass er durch die schmale Gasse an der Rückseite von seines Schwagers Geschäft vorbeikam und entdeckte auf diese Weise, wie aufopfernd und eifrig Martina sich für das Blühen des Lebensmittelhandels einsetzte.

«Allez marsch, hierher, Schnuizi!» kommandierte Bernhard. Aber die schöne Gruppe bewegte sich nicht. Kaum dass der Hund seine Nase hinter Daniels Schuh versteckte und der Maler seinen Arm etwas tiefer hinabgleiten liess, aber kein Ton und kein Wort, bis Martina zu lachen begann und mit heller Stimme sagte: «Komm Vater, setz dich zu

uns. Ich kann dir ein Bier, einen Cognac, einen roten oder weissen Wein anbieten, Salmi, Coppa, Zungenwurst. Du hast gewiss dein Nachtessen versäumt. Hier ist alles, was du dir nur wünschen kannst.»

Endlich fand er Worte: «Und wir glauben, der Fink sei in der Kapelle, male die heilige Dreifaltigkeit.» «Aber nicht bei Dunkelheit», erklärte Daniel mit erhobenem Finger, «auch die Kunst braucht ihren Feierabend. Und überhaupt muss ich für die Madonna ein hübsches Antlitz genau und in der Nähe studieren.» «Wirst mir noch frech!» schrie der Vater, «Schnuizi, komm her. Willst du immediat hierher kommen!» Seine Stimme schallte überlaut in dem weiten Keller. Füsse trippelten über die steinigen Stufen. Eine Gestalt trat durch die Türe. Der Hund verkroch sich hinter die Kisten. «Was seh ich? Darum habe ich dich so lange gesucht, Martina. Und mein leibhaftiger Herr Schwager gibt den Segen dazu. Das ist noch der Gipfel! Du kommst jetzt sofort mit mir in die Stube hinauf, Bernhard. Bist schon eine Ewigkeit nicht mehr dagewesen. Hast gewiss noch nichts gegessen. Und ihr zwei, was hockt ihr im Keller? Habe ich euch je einmal belauscht?» «Liebe Tante», bettelte Martina, «hier ist es so wunderbar kühl.»

Die Beredsamkeit eines Festpredigers, der Wortreichtum eines gefitzten Vertreters hätten es nicht zustande gebracht, Bernhard in die Wohnung hinauf zu locken. Es gelang ihm unter etwelchen Schimpfworten den Hund zu fassen. Mit einem Fusstritt dirigierte er Schnuizi die Stiege hinauf, der bellend und jammernd in die Gasse einschwenkte und ängstlich auf die Schritte hörte, die ihm hintennach kamen.

Zwei Stunden später schlich Martina mit blossen Füßen, jedes Geräusch vermeidend, im Stalden die Stiege hinauf, trat aber nicht in ihre Kammer ein, blieb vor Oswalds Türe stehen und lauschte. Da sie ein kräftiges Schnarchen vernahm, öffnete sie leise die Türe, trat auf das Bett zu und weckte ihren Bruder.

Einen jungen, von der harten Arbeit müden Mann aus dem tiefen Schlaf aufzurütteln, ist nicht leicht. Oswald wollte und konnte nicht verstehen, warum sich das vom Mondschein geisterhaft beleuchtete Gesicht Martinas vor seinen Augen bewegte. «Du,

Oswald, so hör doch endlich zu», flüsterte Martina, «du musst mir helfen!» Der Bruder strich sich über die Augen. «Was ist denn? Muss ich auf?» «Nein, nein», wehrte das Mädchen ab, «du kannst ruhig liegen bleiben. Wach werden sollst du und mir zuhören.» «Red nur», seufzte er und liess seinen Kopf auf das Kissen zurücksinken. Nun begann Martina zu erzählen, was sich am Abend im Keller der Tante ereignet hatte und wie der Vater mit einer Stinkwut davongelaufen sei. «Und jetzt ist alles in Scherben!» Oswald, immer noch mit verschlafener Stimme fragte: «Willst du den Daniel heiraten, den Hungermaler?» «Nein, aber der Vater ist doch in der Renovationskommission. Und wenn ihm jetzt der Auftrag entzogen wird, dann ist das entsetzlich, dann verliert er den Mut, dann geht er wieder fort!» «Und was habe ich, mitten in der Nacht damit zu tun?» frug Oswald.

Kopfschüttelnd setzte sich Martina auf den Bettrand und sagte: «Also einen Schlaf hast du, um den kann ich dich beneiden. Fang doch endlich an zu begreifen. Du musst den Vater abbremsen. Auf dich hört er! Dich nimmt er jetzt ernst! Das darf doch nicht geschehen, dass einem echten Künstler seine ganze Zukunft vernagelt wird. Du machst ein Gesicht wie ein dummer Schüler im Examen.»

Faulartig und gleichgültig meinte Oswald: «Ich bin nicht dafür, dass du in eine unsichere Zukunft hinein heiratest.» «Wer redet schon von Heiraten», entgegnete die Schwester, «ich kann nicht zugeben und will nicht schuld sein, dass er kaputt geht.» Sie liess nicht locker und gab nicht nach, bis sie ihren Bruder überreden konnte, des Vaters Zorn zu bändigen und zu dämpfen. Eine regelrechte Verschwörung wurde in Oswalds Kammer zu dieser nächtlichen Stunde angezettelt.

Von Kistenmöbeln und feinem Tabak.

Der fremde Herr kam wieder in die Kapelle ohne viele Worte. Zeigte sich erstaunt über die Schönheit des Bildes, das durch Daniels Arbeit ans Licht gehoben wurde. Schaute ihm lange zu, wie er die verblichenen und beschädigten Stellen ausbesserte und mit untrüglicher Sicherheit die Farben aufsetzte.

Bei seinem dritten Besuch war die Wiederherstellung nahezu vollendet. «Das haben Sie ausgezeichnet gemacht», rühmte der Herr, «für wen arbeiten Sie?» «Für die Korporation», gab Daniel Bescheid, «die Kapelle gehört ihr.» «Nein, ich frage, für welche Firma Sie arbeiten.» «Ich bin selbständig», antwortete der Maler. «Das ist gut», meinte der Herr, «ich bin eigentlich ganz zufällig hergekommen, wollte die Kapelle, die mit ihren mächtigen Mauern und dem trutzigen Turm in der Gegend steht, von innen anschauen und bin nun froh, Ihre Arbeit in ihrer Entwicklung verfolgt zu haben. In meinem alten Haus befindet sich eine kleine Kapelle, vernachlässigt und nicht mehr bethaft. Ich möchte gerne wieder einen schmuckhaften Raum gestalten. Ein Altärchen ist noch da, gute, alte Figuren, aber die Bilder an der Wand sind verpfuscht worden. Könnten Sie einmal zu mir kommen, ist nicht so weit über den See. Ich bin zwar viel auf Reisen, ich gebe Ihnen aber die Telefonnummer und die Adresse. In zwei Wochen bin ich wieder daheim.»

Daniel liess sich von diesem Angebot nicht aus der Ruhe bringen und gab zur Antwort: «Eigentlich wollte ich jetzt wieder malen. Ich möchte gerne Bilder für eine Ausstellung schaffen. Mit dem Geld, das ich jetzt verdient habe, kann ich mich einige Wochen freimachen. Aber ich weiss nicht, ob mich die Korporation schon bald auszahlt. Dann wäre ich natürlich sehr froh, wenn ich einen guten Auftrag bekäme.»

In einer Bank sitzend und das nahezu vollendete Werk betrachtend, vereinbarten sie eine Zusammenkunft in dem vornehmen Herrenhaus. Darnach glitt der schnittige Wagen ohne viel Geräusch auf die Strasse und talab.

Drei Wochen später trat Daniel in Onkel Peters Stube, fand die drei gemütlich beim Nachtessen, wurde von der Tante freundlich an den Tisch und zum Mitmachen eingeladen. Herzhaft griff er zu. «Du siehst gut aus», sagte Peter, «hast Sonne auf der Haut». «Und im Herzen auch», lachte Daniel, «arbeitslos kommt ja nicht in Frage.» Martina, von Neugier geplagt, liess Messer und Gabel liegen und sagte: «Du bist in guter Stimmung. Ist das Bild vollendet?» Daniel, mit Wurst und Bohnen beschäftigt und mit

seinem guten Appetit, begann zu berichten: «Nächste Woche ist offizielle Besichtigung durch die Kommission, dann fahre ich über den See und suche andere Motive.» «Was, du willst fort?» fragte Martina und ihre Miene verfinsterte sich. «Nur für ein paar Wochen», tat er geheimnisvoll.

So nach und nach eröffnete er dann, was er mit dem neuen Auftraggeber vereinbart hatte, beschrieb, in welch prächtigem, alten Herrensitz er für die nächste Zeit zu wohnen gedenke und fügte bei: «Das ist dann nicht mehr eine neunköpfige Kommission, da ist ein einziger Kopf, der befiehlt und ein Mann, der nicht jeden Franken zwischen den Fingern blankreibt, bevor er ihn hergibt.» Er wusste den neuen Auftrag derart gut ins Licht zu setzen, die kleine Kapelle, den weiten Garten mit alten, mächtigen Bäumen, den Glanz des schimmernden Täfers und die Freundlichkeit der Herrschaft so eindrücklich zu schildern, dass sich des Mädchens Züge aufhellten und Onkel Peter persönlich in den Keller stieg, um einen vorzüglichen Wein für dieses Fest auszuwählen.

Der Abschied vor Daniels Reise über den See wurde nicht im Keller der Tante Elisabeth, nicht in ihrer Stube, auch nicht in Frau Reginas Haus gefeiert, sondern in dem Gebäude hinter ihrem Haus, das früher ein Rossstall gewesen war und nun vom jungen Künstler mit weissen Platten ausgeschlagen, mit Bildern behängt und zu einem Atelier ausgebaut war. Ein breiter und grosser Raum, krumme, dicke Bohlen der Boden, Möbel aus Kistenbrettern, ein Bücherschaft aus Ziegelsteinen, Sackleinen als Vorhänge mit bunten Ornamenten und Figuren bemalt, jeder Stuhl ein Einzelstück und alle mit unsicheren krummen Beinen. Frau Regina hätte ihm gerne einen grossen und breiten Tisch gekauft, aber ihr Sohn liess sich nicht überreden. Auf dem selbstgezimmerten, rohen Tischblatt breitete sie ihr Tischtuch aus, legte sie Teller auf und stellte Gläser zwischen die Blumen. Nur in der Ecke prangte Grossvaters abgewetzter Polsterstuhl mit der hohen Lehne, der viele Jahre im Estrich gestanden und auf einen neuen Überzug gewartet hatte.

Am hellichten Tag wurde dieser Abschied und zugleich die Einweihung des neuen Ateliers gefeiert. Als einziger Gast thronte oben am wackeligen Tisch Martina. In einer Ecke

waren Koffern, Kannen und Büchsen bereitgestellt, denn Daniel musste um vier Uhr auf den Zug. So war es mit der Herrschaft ennet dem See vereinbart.

Martina war von der Weite des Raumes beeindruckt, entzückt über die originelle Bemalung der Vorhänge und bestaunte die vielen Bilder, die sie noch nie gesehen hatte, konnte sich aber inmitten dieser Kistenmöbel nicht heimisch fühlen. Ihr hausfraulicher Sinn bedachte, wie viel Arbeit der rohe Boden benötigte. Ihre Nase erschnupperte den Geruch, der aus der Rossstallzeit noch im Holz zurückgeblieben war. Sie wollte ihrem

renden Engeln bemale. Dort neben dem Schüttstein ein Miniherd, noch ein Tablar für Teller und Geschirr und fertig ist die Bude.»

«Und wenn deine zukünftige Frau ihren Freundinnen die Wohnung zeigen will, wenn Vettern und Basen das junge Glück beneiden und verhächeln wollen», dämpfte die Mutter den Schwung ihres Sohnes, «dann geht das Gelächter von Tür zu Tür, von Fenster zu Fenster, gassauf und gassab.» Schon wollte Daniel zu einer grossspurigen Rede anheben, da kam ein Kind die Treppe hinauf gestürmt und rief: «Daniel, zwei Herren sind da in einem grossen Auto und wollen zu dir.» «Ma-



Eben wollte Daniel eine schwungvolle Rede beginnen.

Freund jedoch die Freude nicht schmälern. Sie sah wohl, dass Frau Regina auch nicht vollauf mit dieser Einrichtung zufrieden war und gute Miene dazu machte.

Auch der helle Weisswein vermochte die Stimmung nicht zu heben. Das Mädchen fürchtete die Zeit der Trennung, die vielleicht noch durch eine Reise nach Italien verlängert würde, denn das war schon längst Daniels Wunschtraum. Er aber schien von diesen Bedrückungen und Ängsten keine Ahnung zu haben. Erfreut über seinen neuen Auftrag, sprach er von seiner Zukunft, als läge sie wie ein Sonnenparadies vor ihm: «Mutter, wenn ich einmal heirate, bevor ich mit zeitlichen Glücksgütern gesegnet bin, dann musst du dich nicht in Ausgaben stürzen, mein Bett und noch ein ähnliches hier an die Wand, ein Vorhang mittendurch, den ich mit musizie-

rieli», rief Daniel, «die Herren sollen warten. Ich bin jetzt eben im Begriff zu erklären, dass ich auf die Meinung der Leute pfeife!»

Er pfiß aber nicht lange. Mutters Blick und Martinas ernste Miene bewogen ihn schleunigst, dem Kind nachzuspringen und in der Tiefe zu verschwinden. Frau Regina versuchte ihren Gast zu trösten: «Die Freude hat ihn überwältigt. Ich habe ihn noch nie so ausser Rand und Band erlebt. Ich werde schon dafür sorgen, dass er nicht zu früh und nicht ohne Rückhalt einen Hausstand gründet. Eher suche ich mir ein Zimmer und überlasse ihm mein Haus, als dass er hier ...» Ihre Worte wurden jäh unterbrochen, denn ein blonder Kopf tauchte unter der Falltüre auf und hinter ihm ein zweiter, ergrauter, Adrian Verlin den und sein Vater. Lachend besah der Holländer den gedeckten Tisch mitten im gros-

sen Raum, begrüßte die Mutter mit einem Lob über ihr blühendes Aussehen, dann Martina mit einem tiefen Knicks: «Was seh ich», rief er aus, «die schüchterne Besucherin im Spital ist, wie ich vermutet habe, in die Familie eingeschlichen. Warum hat mir Daniel nichts davon geschrieben? Ich gratuliere ganz von Herzen! Wann hat die Hochzeit stattgefunden?» Auch der Vater begrüßte die beiden mit schmeichelhaften Worten und erklärte: «Wir sind auf einer kurzen Ferienreise nach Basel gekommen, da wollte mein Sohn doch unbedingt unseren Freund hier besuchen und nun sind wir da!»

Die Mutter versuchte mit eindringlichen Bitten, die beiden Herren ins Haus hinüber zu drängen. Wo sollten sie hier nur sitzen, für sie waren keine Stühle da. Adrian betrachtete die Bilder Daniels, ging Schritt um Schritt den Wänden nach. Sein Vater sprach stehend mit Daniel und beide hörten nicht auf Frau Reginas Reden.

Mit dem Auftauchen dieser beiden Männer war plötzlich alles wie verwandelt. Erinnerungen wurden wach, Daniels Erlebnisse in Holland ausgeplaudert, sein jämmerliches Erbrechen auf der ersten Meerfahrt, sein Sturz vom Pferd beim Ritt durch die Tulpenfelder. Grüsse wurden ausgerichtet von Frau und Tochter. Martina erfuhr in dieser Stunde mehr von Daniels Aufenthalt in Holland und Paris als in den Monaten seit seiner Heimkehr. Die Mutter holte Wein und Gläser, brachte Stühle und ergötzte sich an der herzlichen Freundschaft, die offensichtlich die drei Männer verband.

Das neue Atelier wurde mit dem Rauch aus erstklassigen holländischen Zigarren eingeweiht. «Ich habe dir Tabak mitgebracht», sagte Adrian, «grosse Büchsen, feine Sorte, aber hätte ich gewusst, für ein Hochzeitsgeschenk reicht es nicht aus.» Nun musste Martina den Irrtum aufklären und den Grund ihrer Anwesenheit bekannt geben, mitteilen, dass dies nur zum Teil Atelierfeier, sondern ein Abschied sei. Zugleich musste sie Daniel daran erinnern, dass die Stunde der Abfahrt bereits angebrochen sei.

Adrian wollte aber noch weitere Bilder von Daniel sehen. Mutter eilte voraus, um die Stube in Ordnung zu bringen. So kam es, dass Martina mit dem Vater allein zurückblieb und nach Worten suchte, um ihm Ge-

sellschaft zu leisten. «Ich bin erstaunt», sagte sie, «von den vielen Wunden in Ihrem Gesicht ist keine Spur zurückgeblieben.» «Wir haben Glück gehabt, beide», sprach der Holländer, «wir hätten verbrennen können. Ich habe den Polizei-Rapport gelesen. Wir haben gute Schutzengel gehabt. Und Daniel hat uns während der schwersten Zeit im Spital viele liebe Dienste geleistet, das vergesse ich ihm nie. Mein Sohn mit seinem Temperament, seiner Ungeduld, ich glaube, er wäre ohne Daniel verrückt geworden. Auch meine Leute daheim haben ihn sehr geschätzt, meine Tochter hat sich geradezu in ihn verliebt und ist nach seiner Abreise die längste Zeit wie eine müde Winterfliege im Haus herumgekrochen.»

«Und seine Bilder?» fragte Martina. «Ich staune», fuhr der Herr wieder fort, «wie er sich entfaltet hat. Es ist, als ob seine Anlage auf einmal aus ihm hervorgebrochen wäre. Fleissig, wie er ist und unermüdlich, mit Heisshunger hat er die Kunstschule besucht und nichts studiert. Wir mussten ihn oft geradezu mit Gewalt an die frische Luft schleppen, auf die Jacht oder eine Fahrt. Er hätte sich die Augen verdorben.» Martina hörte mit grossen, staunenden Augen zu, hätte am liebsten bis in die Nacht diesen Worten gelauscht, wenn nicht die Uhr unerbittlich die letzte und allerletzte Minute gemessen hätte. «Er soll doch hier bleiben», dachte Martina, «so bleibt uns ja nicht ein einziger Augenblick, nicht einmal ein Abschiedskuss.»

Und wirklich, sie hörte das Klingeln der Barriere, das Signal, den Zug fortfahren. «Ob er nun tatsächlich zu allerletzt aus dem Haus und zum Bahnhof gerannt ist?» dachte Martina und hörte nur noch mit halbem Ohr zu. Dann fiel ihr Blick auf die gepackten Koffern und ihre Hoffnung flackerte auf.

Fröhlich plaudernd kamen die Freunde zurück. Kaum wieder im Atelier angekommen, sagte Adrian: «Papa, du musst ins Haus hinübergehen und dir die Bilder anschauen. Das darfst du dir nicht entgehen lassen. Du hast ja das Hauptverdienst. Der Zug ist ohnehin schon weggefahren. Ich nehme an, du bist einverstanden, wenn wir Daniel mitnehmen und hinfahren. Ob wir da oder dort schlafen.» «Einverstanden, wenn du dich um die Zimmer kümmerst», erklärte der Vater. Mutter kam mit Kuchen und Kaffeekanne, balan-

cierte dünnwandige Tässchen auf einem Tablett, eine verstaubte Cognacflasche. Dann aber war die allerletzte Minute verbraucht. Hastig wurden die Koffern und Kannen in den Wagen verladen. Während Adrian auf dem engen Platz das Auto wendete, nahm Daniel Abschied von seiner Mutter und schloss Martina in seine Arme. Just in diesem Augenblick glitt der Wagen heran, die breite Türe schwang auf, schlug gegen Daniels Rücken, dadurch gerieten Martinas perlweisse Zähne in höchste Gefahr, eingedrückt zu werden. Winkend fuhren die drei davon.

Der langersehnte Kuss, jäh unterbrochen, liess blutende Lippen zurück.

Wie die Liebe mutig macht.

Eine Stunde später sitzt Martina in der Kapelle am Bach, schaut auf das grosse Bild im Chor, auf die thronende heilige Dreifaltigkeit, der Maria und viele Heilige, aber auch Ritter und Frauen, Bauern und Kinder huldigen. Auch sie reiht sich in diese Schar anbetender Verehrer und versucht ihr unruhiges Herz in diese Huldigung einstimmen zu lassen. Sie möchte beten, aber die wild durcheinanderwirbelnden Gedanken lassen ihr keine Ruhe: «Warum hat mich diese Liebe in jener ersten Nacht, da er hilflos und im Fieber lag, überfallen und seither nicht einen einzigen Tag losgelassen? Jeden Morgen hoffe ich, ihn zu sehen, mit ihm reden zu können. Tage, Wochen, lange Monate ist er fort. Ich schleppe mich durch den Tag und warte. Wie oft habe ich versucht, ihn zu vergessen, mit aller Gewalt sein Bild vor meinen Augen zu zerstören. Dann ist wieder die Angst vor der Armut da, die Ungewissheit, die Zweifel. Nur die Furcht bleibt, ich mache ihn unglücklich. Wie kann ich ihm helfen? Ich verstehe doch nichts von seiner Kunst, kann nur zuhören und seinen Worten Glauben schenken. Bin ich eine Frau, eine Gefährtin für sein Leben? Heiliger dreifaltiger Gott, du hast mir doch diese Liebe gegeben, du hast mir seine Treue geschenkt, du musst mir auch den Weg zeigen. Ich bitte dich, ich flehe dich an, gib mir ein Zeichen!»

Des Mädchens Lippen beginnen wieder zu bluten. Ein verirrter Hummel summt und stösst seinen Kopf gegen die Scheiben der

hohen Fenster, sonst kein Laut und kein Ton. Keine Antwort kommt von dem Bild, das ihr Geliebter neugeschaffen hat. Kein Trost strömt von ihm aus, bringt Frieden dem gequälten Herzen. Nach und nach erlischt die Farbenpracht der Chorwand im scheidenden Licht des Abends. Martina erschrickt. «Wenn jetzt der Bauer kommt, um die Kapelle zu schliessen und findet mich hier in meinen Tränen.» Mit einem letzten Blick auf das Bild macht sie die Kniebeugung, eilt hinaus und schreitet den schmalen Weg durch die Matten gegen den Stalden hinauf. Daheim findet sie die Familie beim Nachtessen und in einem heftigen Gespräch über eine kranke Kuh. Martina holt in der Küche einen Teller und setzt sich an den Tisch. «Bei dir weiss man nie, wann du kommst, wo du bist und was du tust», schimpft der Vater, «ich habe dir in den Laden angerufen, hättest mir Kräuter holen sollen für die Kuh. Niemand wusste, was du tust.» Das Mädchen schaut auf und zum Vater hin «Ich weiss es ja auch nicht», sagte es mit verlorener Stimme, «tut mir leid.» Die Mutter reicht ihm die Platte: «Nimm und iss wacker.» «Ich mag nicht», seufzt Martina. Mit prüfendem Blick betrachtet Oswald seine Schwester und meint: «Bist auf den Mund gefallen, du blutest ja, Herzenskummer oder schlechte Laune?» «Ach lasst mich doch in Ruhe», bittet Martina. Die Mutter würgte an einigen unwilligen Worten, beherrscht sich aber und schaut bekümmert auf ihre Tochter. Mit einem energischen Ruck schiebt Bernhard den Teller vor und murrte: «Von diesen Gsparrifenzen habe ich nun bald einmal genug. Wenn man dich braucht, bist du im Dorf, aber nicht im Geschäft. Bist du hier, dann weiss man nicht, ob man ein Wort mit dir reden darf. Und Handherum jodelst und singst du in allen Tonarten. Will ich, dass du dableibst, dann klagt dein Onkel über Rückenschmerzen und die Tante hat Bauchweh. Dabei spaziert sie an der Sonne und sieht aus wie ein Goldkäfer.» «Sei du froh, dass ich gesund bin und schaffen mag», unterbricht Frau Ursula seine Rede, «meine Schwester ist übel genug dran mit ihrem bösen Leiden.» «Dann soll sie in die Kur», ereifert sich Bernhard, «hat jetzt lange genug gedoktert. Ich will jetzt endlich wissen, woran ich bin. Das ewige Hin und Her macht mich verrückt»

Zu ihrer eigenen und zu aller Überraschung sagt Martina: «Müsst euch nicht mehr lange mit mir plagen. Ich gehe fort!» «Wohin» fragt die Mutter erstaunt. «Nach Italien», gibt das Mädchen Bescheid. «Mit wem?» will Oswald wissen. «Mit Daniel», sagt es laut und bestimmt. «Ist jetzt modern», höhnt der Bruder, «freundschaftliche Auslandsreisen zum Eingewöhnen.» «Sei still», ruft die Mutter und ihre Tochter scharf ins Auge fassend, «du wirst doch nicht ...» Martina erhebt abwehrend beide Hände: «Sei nur ruhig Mutter. Nicht als Freundin, als seine Frau!» Krachend schlägt Vaters Faust auf den Tisch. Dann ist aus dem Gewirr der Stimmen nicht mehr zu entnehmen, wer was zu wem spricht, die Worte schwirren in der Stube herum wie ein flüchtender Bienenschwarm.

In dieser Nacht findet im Stalden nur Oswald allein einen ruhigen, gesunden Schlaf.

Bei Gläserklang und schimmerndem Gold.

Im Herrensitz am Professorenweg sitzt Daniel in einem prunkhaften Gastzimmer am Tisch, vor ihm aufgeschlagene Bücher mit vielen Bildern und studiert. Er hatte mit dem Hausherrn nochmals die Kapelle besichtigt, seiner Frau, die ihm so würdig entgegenkam, als sei sie soeben aus dem Rahmen eines der vielen Ahnenbilder herausgetreten, ehrfurchtsvoll die Hand gereicht und dann beim Nachtessen vernommen, dass die Tochter in einem Institut im Welschland, die beiden Söhne an der Universität studieren. Er hatte zugleich auch vernommen, wann der Hausherr zum Oberst der Artillerie ernannt worden sei und wie viele Offiziere schweizerischer und fremdländischer Chargen durch viele Generationen dieses Haus bewohnt haben.

Die Bücher waren aus der reichhaltigen Bibliothek des Hauses sorgfältig für Daniels Studium ausgewählt worden, damit er für die Renovation gründliche Vergleiche anstellen könne. Das Licht in diesem Gastzimmer erlischt auch nach Mitternacht nicht, denn Daniel hat auf einem der bereitliegenden Blätter einen Brief an Martina begonnen und ist mit der Feder in der Hand am Tisch eingeschlafen.

Anderntags fand nochmals eine genaue Besprechung der Arbeit statt. Daniel vermutete, an der linken Wand neben dem Bogenfenster sei das Bild durch einen späteren Meister ergänzt worden. Die Gestalt des grossen Heiligen, der eine goldene Truhe wie einen Reliquienschrein in Händen hielt und an die Brust presste, schien, wenigstens teilweise, mit weniger sicheren Strichen aufgetragen. Zuerst aber wollte Daniel nun das Mittelstück in Angriff nehmen.

Kaum hatte sich die Herrschaft mit Glückwünschen verabschiedet und war im reichverzierten Türbogen verschwunden, schlüpfte die Haushälterin herein, die hier schon seit Jahrzehnten das Regiment führte, bewaffnet mit Besen und Wischer und sagte: «Man muss sich ja schämen, einen anständigen Menschen hereinzulassen, bei so viel Spinnewebe und Staub», und begann trotz Daniels heftigem Protestieren wie wild herumzufuchteln. Er achtete nicht weiter auf sie, weil er schon in seine Arbeit vertieft war. Plötzlich vernahm er einen Schrei, ein Gerumpel, einen schweren Fall und sah Albertine am Boden liegen und mit beiden Händen ihren ergrauten Kopf halten. Jedoch nicht dort hatte sie bei ihrem Sturz von der Leiter den schwersten Schaden erlitten. Daniel, im Begriffe von seinem Gerüst herunterzuklettern, sah, dass sie sich trotz heftigem Bemühen nicht vom Boden erheben konnte.

Das Gepolter hatte auch die Herrschaften zurückgerufen. Nun umstanden sie die treue alte Magd, trugen sie und legten sie auf das nächste Bett. Der herbeigerufene Arzt stellte nach kurzem Untersuchen fest, dass die, mit verbissenem Mund und bleichen Lippen Liegende, in ihrem unnötigen Eifer ein Bein gebrochen hatte.

So begann Daniels Arbeit im Herrenhaus unter einem ungunstigen Stern und kaum eine Woche später sollte ein weiterer Unglücksfall die Weiterführung der Renovation in Frage stellen.

Mitten in der Nacht hallte die Glocke des Telefons durch das Haus, weckte mit unerbittlichem Schrillen die Schlafenden und übermittelte die traurige Nachricht, dass die Schwester des Oberst, die mit ihrem gelähmten Mann in Mailand lebte, plötzlich schwer erkrankt sei. Der Rest der Nacht verstrich mit Vorbereitungen und Beratungen. Daniels

tiefer und gesunder Schlaf wurde von all dem nicht gestört. Erst das heftige Klopfen an seiner Türe schreckte hin aus seinen Träumen. Als erprobter Feuerwehrmann fuhr er wie der Blitz in Hemd und Hosen und stand nach wenigen Sekunden mit verstrubbelten Haaren vor dem Oberst, der ihn bat, möglichst sofort zum Frühstück ins Esszimmer zu kommen.

Ringsum schwarze Nacht und Regen, überall im Haus helle Lichter, wie sollte Daniel diese frühe Tagwacht deuten. Da er an den Tisch heran trat, sah er, dass beide schon gefrühstückt hatten. In militärisch knappen Worten erklärte der Oberst, er verreise mit seiner Frau, wolle aber das Haus nicht unbesetzt zurücklassen. Auch sei es nötig, dass jemand mindestens jeden zweiten Tag Albertine im Spital besuche, sie sei unbeholfen und noch nie in einem Krankbett gelegen. Er wünsche, dass während ihrer Abwesenheit ständig eine Person im Haus anwesend sei.

Nun übernahm die Frau das Wort: «Wir können nicht wissen, wie lange unser Fortbleiben dauert, da meine Schwägerin in Mailand schon früher eine solche Krise durchgemacht hat. Wir haben uns überlegt, ob es möglich wäre, dass Ihre Frau Mutter unterdessen hierherkommen und den Haushalt übernehmen könnte. Wir kennen sie leider nicht. Aus dem, was Sie uns von ihr erzählt haben, können wir jedoch annehmen, dass sie gut für alles sorgen würde. Wir möchten gerne sogleich abreisen, dürfen aber wohl nicht von Ihnen verlangen, dass Sie Ihre Mutter mitten in der Nacht erschrecken.»

Daniel, der nach den ersten Worten des Oberst den Abbruch oder mindestens einen Unterbruch seiner Arbeit befürchtet hatte, versicherte, er werde seine Mutter in wenigen Augenblicken beruhigen können.

Die Herrschaft fuhr bei Nacht und Regen dem Gotthard zu. Und schon vor dem Mittagessen kam die Mutter mit ihrem Kofferchen den Professorenweg entlang auf das stolze Haus zu, staunte und wunderte sich über all die Pracht, fand sich bald in der Küche zurecht und besuchte noch gleichen Tags die unglückliche Patientin.

Von diesem Tag an assen sie in der Küche eine bescheidenere Kost, nicht so karg, dass

Daniel von Kräften kam und in vertrauter Gemütlichkeit, ohne umständliche Etikette.

Frau Regina sass oft in der Kapelle und schaute der Arbeit ihres Sohnes zu, konnte aber nicht lange untätig sein. Sie durchwanderte das Haus mit dem Staublappen in der Hand, brachte die Böden auf Hochglanz und bewunderte in Schrein und Schrank die Wäsche, das Silber und Geschirr. Einmal trug sie aus allen Winkeln Gläser zusammen. Dann wieder schleppte sie kostbares Porzellan in die Küche und ruhte nicht, bis jedes Stäubchen und Fleckchen entfernt war, freute sich an jedem feingeschwungenen Ornament und jedem Bild unter der gleissenden Glasur. Überhaupt durchwebte Glück und Freude jeden Tag. Während der ersten Woche kamen fast täglich telefonische Anrufe aus Mailand. Frau Regina gab ohne viele Worte Bescheid und sprach ohne Scheu mit dem ihr unbekanntem Herrn und der um Albertine und ihr Haus besorgten Dame.

Die Restauration der Bilder machte gute Fortschritte, bereits arbeitete Daniel an der linken Wand und entdeckte in den Falten des grossen Heiligen verborgen eine Schrift, die er nur schwer entziffern konnte. Er zeichnete sie auf ein Papier und grübelte nach, was das wohl zu bedeuten habe: «Mt. 6.21». Er fragte seine Mutter, ob sie sich diese Buchstaben und Zahlen erklären könne. Lachend tippte sie ihm an die Stirne und sagte: «Da sieht man wieder die heutige Jugend. Alles will sie erforschen und wissen, nur aus der lebenswichtigen Quelle schöpft sie nicht. Das ist ein Zitat aus der Heiligen Schrift. Warte nur einen Augenblick, da kann ich dir helfen.» Schon bald darnach kam sie mit einem Büchlein in der Hand zurück und las feierlich vor: «Matthäus, sechstes Kapitel, 21. Vers, und da steht: *Denn wo dein Schatz ist, wird auch dein Herz sein.*» «Schwer zu deuten», sprach der Sohn, «was haben diese Worte mit dem heiligen Augustinus zu tun?» Darüber konnte Frau Regina auch keine Antwort geben, sie bemerkte nur: «Du hast ja in der Kapelle am Bach die heilige Dreifaltigkeit gemalt, rufe jetzt den Heiligen Geist an, er soll dir die Erleuchtung geben.»

Auf den Abend hatte die Mutter eine Überraschung vor. Sie wählte aus dem herrschaftlichen Geschirr das Gedeck aus, das ihr am besten gefiel und richtete im Esszimmer eine

Tafel her, als ob Fürstlichkeiten zu Gast geladen wären. Sie wusste nicht, wie dieser Prunk dem kommenden Ereignis den würdigen Rahmen geben sollte.

Mit diesem geheimnisvollen Text im Kopf stichelte Daniel mit einem feinen Instrument, untersuchte den Verputz an der Stelle, wo der unbekannte Meister den Reliquien schrein übermalt und die Gewandung des Heiligen überstrichen hatte. Plötzlich drang seine Nadel tief in das Gemäuer ein. Mit einem Hämmerchen prüfte er die Festigkeit der Unterlage und gewahrte, dass in einem ansehnlichen Geviert ein hohler Klang zu vernehmen war. Er schlug kräftiger zu, um genau die Grenze zu erkennen. Da sprang im

ter, Mutter! Hundert oder tausend Münzen!» Er griff in die Vertiefung hinein, fand noch weitere, grössere, goldene Münzen. Sprachlos stand er vor der Mauer, seine Schuhe von Geldstücken bedeckt, da die Mutter eiligst daher kam.

Nach dem ersten Staunen holte Frau Regina eine Schublade, warf deren Inhalt auf den nächsten Tisch und begann, den Fund mit hohlen Händen hineinzuschöpfen. Auf den Knieen über den beschmutzten Sandsteinboden rutschend, suchten sie den Rändern nach und in allen Ecken und fanden immer wieder Münzen. Die Schublade vermochte nicht alle zu fassen.

Vergessen blieb die Suppe auf dem Herd,



«Schau her, Mutter, echtes Gold!»

Verputz ein Riss auf, Gips fiel von der Wand und beschädigte das Bild.

Daniel entdeckte einen aufrecht stehenden Stein, der auf Druck nachgab und einen zweiten Riss verursachte. Zuerst ärgerte sich Daniel über sein ungeschicktes Tun; dann aber zwang ihn die Neugierde, den Stein zu lockern. Der Verputz musste ohnehin neu aufgetragen und das Bild ergänze werden. Es gelang ihm, den Stein herauszuheben und wäre beinahe hinüber gestürzt, weil ihm aus dem entstandenen Loch eine Flut von schimmernden, runden Metallstücken entgegenstürzten. Sie fielen auf den Boden, kollerten umher, rollten überall hin, dicke und dünne. Mit zitternden Fingern hob Daniel eines dieser Scheibchen auf und rief: «Münzen! Mut-

ter, Mutter! Hundert oder tausend Münzen!» Er griff in die Vertiefung hinein, fand noch weitere, grössere, goldene Münzen. Sprachlos stand er vor der Mauer, seine Schuhe von Geldstücken bedeckt, da die Mutter eiligst daher kam. Nach dem ersten Staunen holte Frau Regina eine Schublade, warf deren Inhalt auf den nächsten Tisch und begann, den Fund mit hohlen Händen hineinzuschöpfen. Auf den Knieen über den beschmutzten Sandsteinboden rutschend, suchten sie den Rändern nach und in allen Ecken und fanden immer wieder Münzen. Die Schublade vermochte nicht alle zu fassen. Vergessen blieb die Suppe auf dem Herd,

Endlich konnten sie sich aus diesem Bann lösen, aufstehen und nicht nur Worte stammeln. Gemeinsam trugen sie die schwere Last ins Esszimmer, stellten sie neben die beiden Gedecke. Während er weiter Wappen und Schriften erforschte, eilte die Mutter

durch schwelenden Rauch zum Herd und fand von Suppe nur noch eine schwarzbraune Kruste. «Eine verbogene Pfanne gegen ein Vermögen», lachte Frau Regina und öffnete das Fenster. Nun begann sie mit Sorgfalt ein leckeres Mahl herzurichten.

Wie klangen die Gläser in hellem Ton, wie funkelte der Wein im Lichte des kristallinen Lüsters, wie froh und glücklich sassen sie am Tisch, als ob der geborgene Schatz ihr Eigentum wäre und die Zukunft geklärt und lichtvoll vor ihnen läge. Sie ratschlagten, ob sie sofort nach Mailand berichten und wo sie den Fund über die Nacht verstecken sollten. Vor dem Schlafengehen sagte die Mutter: «Jetzt kommt das Vertrauen an den Tag. Ob sie uns glauben, oder den Verdacht aufkommen lassen, wir hätten einige Stücke für uns davongenommen.» Dieser Gedanke huschte wie ein Schatten durch das hellerleuchtete Zimmer, vermochte aber weder Schlaf noch Traum zu stören.

«Nur lass mich nicht noch lange warten».

Vom Stalden und aus Onkel Peters Laden im Dorf kamen Briefe und Berichte, immer dringlichere Bitten, Daniel solle möglichst bald, wenn auch nur über den Sonntag heimkommen. Solange aber die Herrschaft nicht zurückkehrte, war an ein Verlassen des Hauses nicht zu denken. Frau Regina wollte nicht mit diesem gemünzten Schatz allein bleiben. Ihr Sohn fieberte mit seiner Arbeit voranzukommen, wussten sie doch keine Stunde, wann der Oberst zur Türe hereinkam.

Eines Abends im Herbst waren die Fenster in Frau Reginas Stube erleuchtet, drang Licht aus dem Spalt flüchtig zugezogener Vorhänge und Gestalten huschten vorüber. Auch im Atelier des Künstlers war eine gedämpfte Helligkeit wahrzunehmen. Dort sassen schon seit einer Stunde zwei junge Leute auf einem wackeligen Bänkli beisammen, hatten sich viel zu erzählen, wussten nicht, wo und wie anfangen und konnten nicht reden, weil das Küssen und Kosen immer wieder den Mund verstummen liess.

«Wenigstens einen Belag auf den Boden», sagte Martina, «heute kann man doch billige Kunststoffe kaufen und selbst auslegen. Und nicht nur ein zweilöchriger Herd mit Fla-

schengas. Mein Vater stampft dich in den Boden, wenn ich in eine solche Jammerbude einziehen soll.» «Und du», fragte Daniel, «willst du mich auch zerstampfen?» Er legte ihr beide Hände auf die Schultern, wendete ihren Kopf und schaute ihr in die Augen, «du liebes, gutes Kind! Willst du mir davonlaufen, weil ich Mutters Sparbatzen nicht angreifen, frei und selbständig, bescheiden anfangen und ohne Schulden unser Glück aufbauen will?» Das Mädchen kuschelte seinen Kopf an Daniels Brust und flüsterte: «Ich komme zu dir, auch wenn ich unter blossen Ziegeln hausen, auf einer Leiter in deinen Unterschlupf hinaufklettern muss. Ich bin zufrieden, wie du es willst, nur lass mich nicht noch lange warten.» Das Schweigen, das diesen Worten folgte, war darin begründet, dass des Mädchens Lippen dem jungen Mann jede Art von Sprache verunmöglichten, sie liessen lange kaum einen Laut aufkommen und die, seinen Hals umschlingenden Arme, raubten ihm noch den Atem. «Ich habe mich so mächtig nach dir gesehnt, seit dem Augenblick, da du mit den Holländern fortgefahren bist», flüsterte es in sein Ohr, «und war so allein, so einsam wie in einer Wüste.» Daniel nahm seinen allerliebsten Schatz in seine Arme, trug sie jubelnd durch den grossen Raum und jauchzte: «Jetzt bist du mein, jetzt erst gehörst du mir, bist du endlich meine Braut.» Sich in seinen Armen selig wiegend, sagte Martina: «Nun musst du mir helfen, komm doch bald zu meinen Leuten, damit endlich wieder Frieden ist.»

Er stellte sie auf die Füsse und sagte mit erhobenem Finger: «Morgen ist Sonntag, morgen komme ich auf den Stalden. Aber jetzt gehen wir zur Mutter hinüber.»

Hand in Hand liefen sie hüpfenden Schrittes durch das Gras, ins Haus und die vier Stiegen hinauf, platzten in die Stube hinein. Und, von seinem Aufenthalt bei feinen Leuten gewohnt, sich tadellos zu benehmen, sagte er feierlich: «Liebe Mutter, darf ich dir meine eben anverlobte Braut vorstellen?»

Das Mädchen wollte ihr entgegengehen, aber es kam zu spät. Schon war die Mutter herzugeeilt, reichte ihr die Hand und drückte ihr einen herzinnigen Kuss auf beide Wangen. «Du liebes Kind», sagte sie mit Tränen in den Augen, «wie freue ich mich, wie bist du mir willkommen, wie lange habe ich auf

diesen Augenblick gewartet, nun bist du meine langersehnte Tochter.» Sie achtete nicht auf den Staub ringsum. Entschuldigte sich nicht, weil sie keinen Kuchen aufstellen konnte, jammerte nicht, weil nichts zu essen und zu trinken da war. Sie hielt des Mädchens Hand und empfand eine ungetrübte Glückseligkeit.

Weniger freundlich und etwas kühler wurde Daniel im Haus zum Stalden begrüsst. Wenn die Mutter ihn nicht am Arm genommen und an den Tisch geführt hätte, wäre er wohl die längste Zeit mitten in der Stube stehen geblieben. Sein freundliches: «Guttag» bekam nur ein brummiges Murmeln. Erst da Oswald in die Stube trat, Daniel mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter begrüsst und sich kameradschaftlich zu ihm setzte, schaute Bernhard von der Zeitung auf, die vor ihm lag. «Bist schon lange nicht mehr bei uns in der Stube gesessen», fing endlich Oswald zu reden an. Der seltene Besucher konnte aus seinem trockenen Mund nicht viele Worte hervorbringen. Ohne die Gegenwart Martinas kam er sich hier verloren vor. «Heu und Emd gut unter Dach gebracht?» fragte er verlegen. Mit halb zugekniffenen Augen, seine Brissago betrachtend, die er quer vor sich in der Hand hielt, knurrte der Vater: «So gut, dass wir es nicht nötig haben, unsere Tochter in einen leeren Heugaden zu vergeben.» «So leer ist er nun auch wieder nicht», entgegnete Daniel, «meine Bilder sind doch, fachmännisch und vorsichtig geschätzt, einige tausend Franken wert.» «Mein Land war auf eine Million geschätzt», gab Bernhard zurück, «mit einem Federstrich ist sie von der Planung weggewischt worden. Soviel ist eine Schätzung wert.» «Gut, dass sie fortgeblasen wurde», warf Oswald ein, «wer weiss, was eine Million in zehn Jahren noch wert ist. So haben wir immer noch unser schönes Land und unseren guten Boden.»

Daniel war froh, dass sich das Gespräch zwischen Vater und Sohn in die Länge zog, das Zuhören wollte er schon besorgen. Die Mutter kam wieder herein und brachte einen Duft von Braten mit. «Bleibst du zum Essen da, Daniel?» fragte sie. «Ich weiss nicht, von mir aus schon», gab er zögernd Bescheid. Da er sah, dass sie ihm mit einem aufmunternden Blick zunickte, nahm er allen Mut zu-

sammen und sagte: «Ich bin gekommen, um Euch zu fragen, ob ich mit Eurem Einverständnis mit Martina Verlobung feiern kann.» Ein weiteres Wort brachte er nicht über die Lippen.

Er fühlte die Schlagader am Hals pochen, sah, wie Bernhard seine Brissago in den Mund steckte und auf den blauen Rauch schaute. Es schien, als ob er diese zuerst zu Ende rauchen wollte. Oswald rutschte unruhig hin und her, war schon bereit, das Wort zu ergreifen, als der Vater zu reden begann: «Also das Bild in der Kapelle am Bach ist recht. Viele Leute rühmen es. Auch ich sehe es lieber als das alte. Aber mit solchem Gepinsel eine Familie zu erhalten ... Eh nun, wenn das Meitschi mit Teufels Gewalt verhungern will, unglücklich werden will ... Heutigentags haben die Eltern ja nichts mehr dreinzureden. Sie muss es durchs Leben schleppen, nicht ich.»

Ohne ein Wort und seinen aufsteigenden Zorn bändigend, blieb Daniel auf seinem Stuhl sitzen. Oswald wartete, ob Vater seine stockende Rede fortsetzen wolle. Nur die Mutter, die bei der Türe stand, bewegte sich, holte aus dem Buffetgängerli die Flasche Eigenbrand, kam zum Tisch, stellte das Gläschen vor ihren Mann, goss ein und sagte: «Wenigstens ein gutes Wort sollst du ihm doch geben.»

Jetzt brach es aus ihm hervor: «Ein gutes Wort! Du kommst mir gerade recht! Soll ich jauchzen und jodeln, weil sich unsere Tochter in diesen Pinselhelden vergafft hat, der ihr einen Stall von Bethlehem anzubieten hat und wir uns vor dem ganzen Land schämen müssen wie verlauste Schulbuben. Vor dem Gesetz hat sie das Recht. Sie ist alt genug. Aber eher zünde ich seinen Rossgaden an, als dass ich ihm die Tochter zuführe oder an die Hochzeit gehe, diese Feckerhochzeit!» Fürchterlich war er anzuschauen in seinem Zorn. Die Haare klebten an seiner Stirne, die dichten, schwarzen Brauen verfinsterten seinen Blick, die Fäuste lagen schlagbereit auf dem Tisch. Daniel erhob sich von seinem Stuhl, trat einen Schritt näher und sagte ruhig: «Nun weiss ich, was Euch drückt. So stur und versessen bin ich nicht. Ich will fragen, ob die Mutter die schöne Wohnung im unteren Stock freimachen kann, es fällt mir jetzt nicht schwer, diese hübsch einzurich-

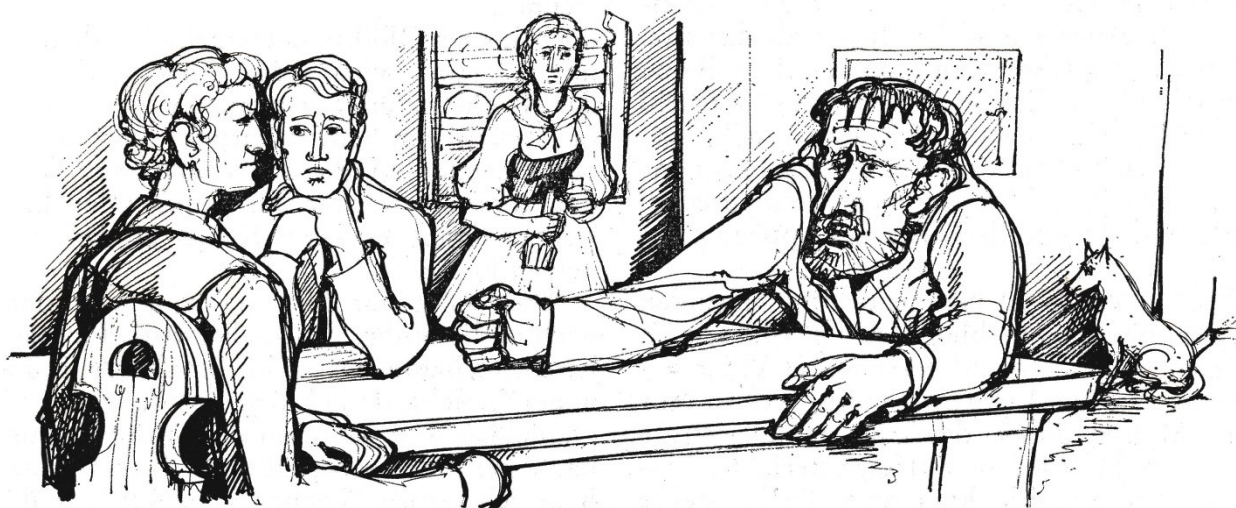
ten», damit drehte er sich um und ging auf die Türe zu. Bernhards Züge zeigten nur noch Verblüffung, beinahe wäre ihm seine Brissago auf den Tisch gefallen.

Bevor Daniel die Türfalle in die Hand nehmen konnte, erreichte ihn die Hand der Mutter, zog ihn am Ärmel zurück und sagte: «Nichts da! Jetzt haben wir für dich gekocht, jetzt wird auch gegessen.» Mit freundlichem Winken rief Oswald: «Mach doch keinen Blödsinn, Daniel, setz dich zu mir. Martina wird jeden Augenblick von der Kirche zurückkommen.» Also kam Daniel Schritt um Schritt zurück, rutschte neben Oswald auf die Bank und war froh, dass ihm die Mutter ein volles Glas hinstellte, damit er seine Kehle kühlen und netzen konnte.

Was sieben Dezi Eigenbrand und eine himmlische Beredsamkeit nicht zustande gebracht hätten, Bernhards Miene glättete sich, seine Augen schauten gütig und lieb auf den Bub, der grösser und stärker geworden war und mit gleicher Freude wie damals durch die Stube tanzte.

Andis Eltern wollten nicht hereinkommen, um ja nicht zu stören. Sie versprachen, auf dem Rückweg länger zu bleiben. Martina benützte diesen willkommenen Wirbel, um heimlich mit Daniel zu tuscheln. Mit der Suppe kam auch wieder Ruhe an den Tisch. Voll Behagen schlürfte Andi und sagte: «Mutter Ursula, eine solche Suppe ist in ganz Zürich nicht aufzutreiben.»

Das gute Essen brachte Vertraulichkeit,



Eher zünde ich seinen Rossgaden an, als dass ich an diese Feckerhochzeit gehe», rief Bernhard in seiner Wut.

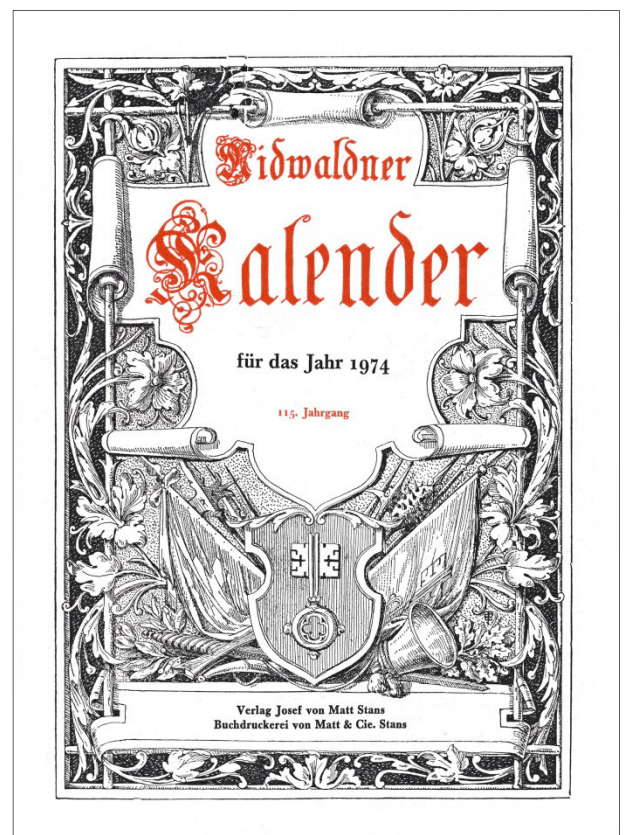
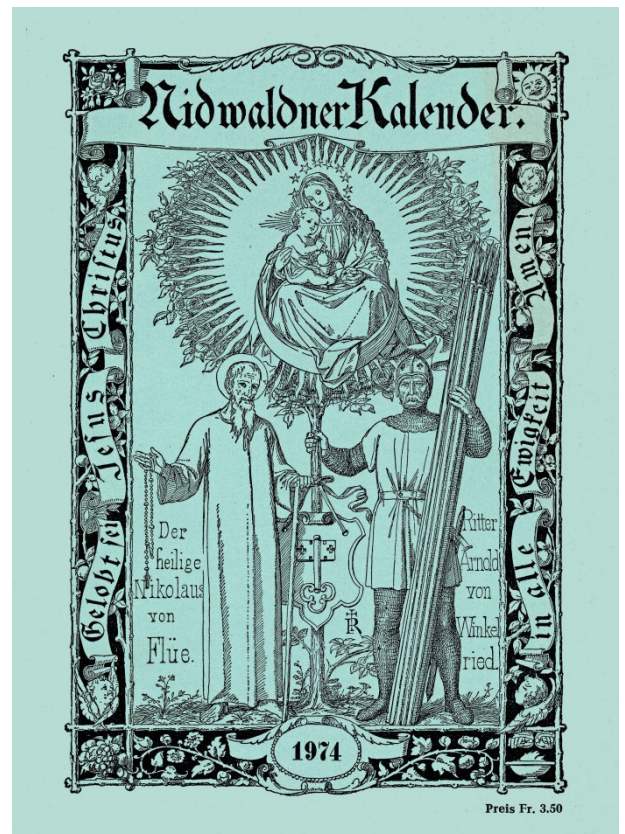
Aber nicht nur Martina kam bald darnach in die Stube, vor ihr her wirbelte Andi herein, schaute zuerst in Bernhards grimmiges Gesicht, dann auf Oswald, sprang zu Daniel hin und dann auf die Mutter zu, um beide herzlich zu begrüssen und rief: «Jetzt habe ich sieben Wochen gebettelt, bis der Vater und die Mutter endlich hierher gefahren sind. Ich kann den ganzen Nachmittag hierbleiben. Sie fahren in die Berge auf Besuch. Vater Bernhard, freust du dich nicht, dass ich da bin?»

das Dessert Erfrischung und beim schwarzen Kaffee begann Daniel zu erzählen, wie er das Versteck mit den vielen hundert Münzen im Herrschaftshaus entdeckt habe. Voll Spannung hörten ihm alle zu, nicht zuletzt Bernhard, da er hörte, dass der Herr Oberst die Sammlung schätzen lasse und Daniel einen schönen Anteil als Finderlohn versprochen habe. «Münzen», sagte Bernhard, «alte Münzen, die sind heutigentags hoch im Kurs.» Martina und die Mutter bemerkten allsogleich, dass auch Daniel nun in Vaters Augen höher im Kurs stand.

* * *

Nun wäre noch gar Vieles von den glücklichen, jungen Leuten zu berichten. Von der Hochzeit in der Kapelle am Bach, wo das Brautpaar glückstrahlend vor dem Chorwandbild kniete und Vater Bernhard in der vordersten Bank andächtig und innig betete, die heilige Dreifaltigkeit möge seine Tochter und ihren Mann segnen und ihnen ein glückliches Leben schenken. Von der Mutter, die ein umhärkeltes, feines Taschentüchlein mitgenommen hatte und es schon vor der Wandlung durchnässte. Wie Frau Regina nicht warten konnte, bis sie ihre Tochter in die Arme schliessen konnte und die grösste Mühe hatte, den zappligen Andi zur Geduld zu mahnen.

Vom vierlöcherigen Herd, der schon lange bestellt war und von der Hochzeitsreise durch Italien, die so lange dauerte, bis die Kündigungsfrist der Wohnung in Frau Reginas Haus abgelaufen war, länger als ein halbes Jahr.



Andächtig umeluege

's Margritli hed dr Hansli gseh
am Sunntig i dr Chile
und gwahred as er eister meh
will zue-n-um dure schile.

Am Sunntig druif vo Chile hei
da chund dr Hans i d'Neechi,
er lahd 's Margritli nid allei
la laife uber d'Heechii.

Bim Tanz im Stärne, sakerlot,
wiä rassig tiänd si trille,
sind trotz dr grosse Hitz, bigott,
keis Aigeblickli stille.

Vo etz a tued um 's Härzli weh
bim Schaffe-n-und bim Stuine.
Wen äs dr Hansli nid cha gseh,
de hed's e schlächti Luine.

Wen ändlich Pricht vom Hansli chund,
wiä lustig tued's de singe,
und laifd um d'Arbed chugelrund,
so flingg wiä 's Nidle schwinge.

Es Jahr dernah tiänd's Hand i Hand
voll Glick dur d'Strass ab laife,
am Wächtig ime Sunntiggwand,
fir goldig Ring go z'chaife.

J. v. M.

Nidwaldner Kalender 1974, S. 97
«z'Nidwalde drheime», 1979, S. 81

z'Nidwalde

Im Dorf und jedum Buirehuis
dur iisers Ländli ab und uis,
zäntume wohnid gmiätlich Liit,
sind gschaffig, aber hend dr Ziit
bi Hitze und bim Friire
es lustigs Fästli z'fiire.

E Tschupple Manne, jung und grai
es hibsches Meitschi und e Frai,
e Mocke Käs, es Glesli Wii,
das isch grad gnueg fir lustig z'sii
und chund es Orgili derzue,
de gahd e keine glii zur Rueh.

Dr Veri weiss e glatti Gschichd
und machd derbiä es gfirchtigs Gsichd.
Dr Toni kennd e hibschi Magd,
diä hed er gfunde uf dr Jagd,
er wett si gäre bsueche,
weiss nimme wo go sueche.

E kei Kaländer seid's voruis
zu weler Stund i welum Huis
e so-n-e Tschupple ume Tisch
bis spät i d'Nachd nu zäme-n-isch,
bim Gspasse-n-und bim Brichte
vo meineid scheene Gschichte.

Drumm seid ai iise Bundesrat
e jede miäss e Chriägsvorrat
im Spiicher und im Chäller ha,
susch wär de eine ibel dra,
er miässd i Lade laife,
dr d'Nachd go War iichaife.

J. v. M.

Nidwaldner Kalender 1974, S. 86
«z'Nidwalde drheime», 1979, S. 112

Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

- | | | | | | |
|-------------|----|-----------------------------------|-------------|----|--|
| 1931 | 1 | Wilde Wasser | 1964 | 34 | Die beiden Schwestern |
| 1932 | 2 | Harter Winter – Goldiger Frühling | 1965 | 35 | Am alten Pilgerweg |
| 1933 | 3 | Liebe und Geld | 1966 | 36 | Der Baumeister Christian |
| 1934 | 4 | Der Balz auf Sonnenberg | 1967 | 37 | Im Haus zum goldigen Ring |
| 1935 | 5 | Der Schützenbecher | 1968 | 38 | Heimat |
| 1936 | 6 | Der Sattler-Hans | 1969 | 39 | Ein Schleier aus Frankreich |
| 1937 | 7 | Falsch und echt | 1970 | 40 | Im Doktorhaus am See |
| 1938 | 8 | Viel Wein und viel Liebe | | | |
| 1939 | 9 | Der Geiz-Michel | 1971 | 41 | Die Quelle |
| 1940 | 10 | Marie-Theres | 1972 | 42 | Der neue Bäcker |
| | | | 1973 | 43 | Die alte Uhr |
| 1941 | 11 | Treue (Franzosenüberfall 1798) | 1974 | 44 | Vertrauen |
| 1942 | 12 | Schlipfli-Vrenili | 1975 | 45 | Der silberne Petrus |
| 1943 | 13 | In der Fluh | 1976 | 46 | Die Apotheke zum goldenen Hahn |
| 1944 | 14 | Wider Hass und Streit | 1977 | 47 | Der schwarze Onkel |
| 1945 | 15 | Der Waisenhausbub | 1978 | 48 | Das Licht auf der Brücke |
| 1946 | 16 | Seines Glückes Schmied | 1979 | 49 | Der Blick aus dem Fenster |
| 1947 | 17 | Unter der schwarzen Fluh | 1980 | 50 | In die weite Welt |
| 1948 | 18 | Im Seewind | | | |
| 1949 | 19 | Der Knecht vom Hochtal | 1981 | 51 | Fernweh |
| 1950 | 20 | Der Griesli-Lenz | 1982 | 52 | Und wieder blüht der Feuerbusch |
| | | | 1983 | 53 | Der Gewalt entronnen |
| 1951 | 21 | Der Heidenturm im Bühl | 1984 | 54 | Warten auf den schönen Tag |
| 1952 | 22 | Die Liebe geht über die Brücke | 1985 | 55 | Tapfer unter trübem Himmel |
| 1953 | 23 | Beim Pfarrer im Ribimoos | 1986 | 56 | Die Hochzeit in der Schlosskapelle |
| 1954 | 24 | Das Lied der Heimat | | | |
| 1955 | 25 | Der Ring mit dem roten Stein | 1987 | | 2 Kurzgeschichten:
Ich habe einmal in die Ewigkeit
hineingesehen |
| 1956 | 26 | Das Grab im Wald | | | S Kathrindli Schriftdeutsche Fassung/
Tonaufnahme von J. von Matt auf Mundart |
| 1957 | 27 | Der Stampfer | | | |
| 1958 | 28 | Monika | | | |
| 1959 | 29 | Aus der Kraft der Ahnen | | | |
| 1960 | 30 | Der Ürte-Vogt | 1990 | | Das Pestloch entstanden 1952
auch in «Josef von Matt erzählt», 1989 |
| 1961 | 31 | Der Spekulant | | | |
| 1962 | 32 | Arzt und Menschenfreund | | | |
| 1963 | 33 | Im Steinhaus am Mühlebach | | | |
- Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013
Publikation in Zusammenhang mit dem Schreibwettbewerb für Kalendergeschichten
Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender – Verlag Bücher von Matt